

# Sezession



Manfred Kleine-Hartlage  
Scherbenlese

Ellen Kositzka  
Sechs Schwestern

Karlheinz Weißmann  
Geduld!

Martin Lichtmesz  
Zweimal Notre-Dame

Adriano Scianca  
CasaPound Italia

55

August 2013  
11 EURO  
ISSN 1611-5910  
[www.sezession.de](http://www.sezession.de)

## Sezession

Herausgegeben vom  
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang  
Dvorak-Stocker, Ellen Kositzka,  
Götz Kubitschek (verantwortlich),  
Erik Lehnert und Karlheinz  
Weißmann.

11. Jahrgang, Heft 55,  
August 2013

*Sezession* erscheint im Februar,  
April, Juni, August, Oktober und  
Dezember. Der Preis für das  
Einzelheft beträgt 11 € zzgl. Ver-  
sandkosten. Wer *Sezession* für  
mehr als lesenswert hält, kann ein  
Förderabonnement (75 €/sechs  
Hefte) zeichnen. Das normale Jah-  
resabonnement (sechs Hefte)  
kostet 50 €, ermäßigt 35 € (junge  
Leser in Ausbildung), jeweils inkl.  
Versand. Auslandsabonnenten be-  
zahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr.  
Wird das Abonnement nicht bis zum  
30. November gekündigt, verlän-  
gert es sich um ein weiteres Jahr.

Alle Rechte für sämtliche Artikel  
im Heft vorbehalten. Für Anzeigen-  
kunden gilt die Preisliste Nr. 11  
vom Oktober 2012.

Manuskripte sind stets willkom-  
men und sollten als Kurzbeitrag  
9000 und als Grundlagen-  
beitrag 15 500 Zeichen (inkl. Leer-  
zeichen) umfassen.

Satz & Layout:  
satz@sezession.de

Sezession  
Rittergut Schnellroda  
06268 Steigra  
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 41

redaktion@sezession.de  
vertrieb@sezession.de  
www.sezession.de

Postbank Leipzig  
BLZ 860 100 90  
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

## 1 Editorial

### Bild und Text

- 2 **Weltoffen – Arsch offen**  
Martin Lichtmesz

### Grundlagen

- 4 »Wir – Wächter im Niedergang«  
Gespräch mit Richard Millet
- 6 **Zweimal Notre-Dame**  
Martin Lichtmesz
- 10 **Geduld!**  
Karlheinz Weißmann
- 14 **Scherbenlese**  
Manfred Kleine-Hartlage
- 18 **Vom Unbehagen an der Natur**  
Siegfried Gerlich
- 22 **Menschenrechte und Nation**  
Thomas Bargatzky
- 26 **Die Mitford-Schwester**  
Ellen Kositzka
- 34 **Der Faschismus der CasaPound Italia**  
Adriano Scianca

### Kurzbeiträge

- 38 **Keine Wahlen – Avantgarde!**  
Gespräch mit Gabriele Adinolfi

### Debatte

- 40 **Konservative Gegenrede**  
Günter Scholdt

### Bücher

- 44 **Vor dem Bücherschrank (I)**  
Michael Rieger
- 48 **Soldatentum – Eine Streitschrift**  
Gespräch mit den Herausgebern
- 50 **Jüdische Gruppenstrategie**  
Andreas Vonderach
- 52 **Mittendrin im Wagner-Jahr**  
Siegfried Gerlich

- 54 **Rezensionen**

### Vermischtes

- 62 **der blaue reiter – Moränenland – Emmy  
Hennings – dämmerung – hier & jetzt**

## Zeigerpflanzen

von Götz Kubitschek

Es ist seltsam, daß man jetzt, wo es endlich heiß ist, an einem See sitzen kann, und um einen herum sind »die Landsleute«, und trotzdem fühlt man sich ganz fremd, nicht zugehörig, weil sie nichts von den Sorgen kennen oder auch bloß ahnen, die man an so einem Hochsommernachmittag haben kann, obwohl die Kinder schwimmen und sich nicht streiten, und im flachen Wasser kühlt eine Flasche Bier. Vielleicht wäre es besser, nicht unter den eigenen Leuten zu sitzen, sondern unter anderen, in Kroatien vielleicht oder in Spanien, dann fände sich gleich ein außerhalb liegender Grund für die Fremdheit. Jetzt aber steigt sie von innen heraus auf und ist nicht mehr wegzukriegen, egal wie man sich müht. Denn unter dem See, unter dem schmalen Streifen schlickigen Sandes, unter dem Rasenhang mit den paar Büschen und dem Häuschen der Wasserwacht verlaufen Gänge, in denen Kubins wildgewordenes Pferd hin- und hergaloppiert. Vorne, die Leute am Wasser haben keine Ahnung von diesem Tier und von der »anderen Seite«, und jeder Versuch, ihnen beizubringen, daß unter der Oberfläche manches vonstatten geht, das nicht in der Ordnung ist, scheidert daran, daß man derlei nur hören kann, wenn man weiß, wie die Dinge eigentlich liegen müßten. Also sitzt man da herum und hört als einziger so ein Getrampel im Untergrund, und das ist das Herannahen eines Krisensunamis, einer großen Erschütterung jedenfalls, und man spürt, es gibt einem etwas, daß man als einer der Wenigen darauf vorbereitet ist. Man möchte in dem Moment, in dem eintritt, was man da unten schon seit langem näherkommen hört, beobachtet sein, also keinesfalls nur so für sich sein, wenn etwas passiert, das alle schockiert, weil sie nicht hellhörig genug waren. Man möchte sofort bemerkt, erkannt und umringt werden, man möchte spüren, daß man plötzlich im Recht ist und daß alle anderen sich geirrt haben, und dann möchte man innerhalb dieses jäh sich Raum verschaffenden Eingeständnisses eines großen Irrtums um Rat gefragt werden.

Es vergeht eine weitere Viertelstunde, man ist weiterhin der einzige, der in der Gewißheit ohne Täuschungen herumsitzt, daß »unsere Leute« zu etwas geworden sind, wofür man sie nie hielt. Das Gefühl, auf einer Hohlwelt zu sit-

zen, ist übermächtig, und es muß jetzt etwas passieren. Ted Kaczynski brach durch die Decke, Major Dobsa ließ sich von einem Toten fahren, Venner stellte sich neben den Altar, das ist ja alles ausgeschlossen. Man sitzt auf einem Fleck Erde, das ist ein Anfang, und die Neugier kann geweckt werden, denn da wächst eine hartnäckige, unbekannte Pflanze, vielleicht wächst sie nur hier. Mal abreißen und nachher bestimmen. Mal wieder neugierig sein und Geobotanik betreiben, wie früher im Studium: diese nach Geopolitik klingende Bezeichnung für ein Nischenwissenschaftsgebiet, angesiedelt zwischen Geographie, Pflanzenlehre und Ökologie. Was gedeiht wo, auf welchem Untergrund und unter welchen Bedingungen? Besonders interessant: Zeigerpflanzen. Das sind so Gewächse, die durch ihr bloßes Dasein anzeigen, worin sie wurzeln müssen, es gibt davon ein paar Dutzend in Deutschland.

Vielleicht ist das Herumsitzen am See, das vor allem ein Verpassen des Sees ist, bloß eine Sehnsucht nach Tiefgang und nach einer bestimmten Art »großer Frage«, die sich nicht mehr stellt. Der irre Gaul, der in Kubins Welt unterirdisch durch die Gänge jagt, den gibt es gar nicht, und man muß bloß aufstehen und aus dem Schatten treten: Dann ist dort der Parkplatz, und dahinter geht die Straße entlang, auf der wie immer die Autos zur Kleinstadt fahren oder von ihr kommen. Die Leute, die darin sitzen, sind alle sehr zufrieden und haben kein Bedürfnis nach Antworten auf große Fragen. Die Hälfte biegt ins Gewerbegebiet ein,

um bei *real* den Wochenendeinkauf zu erledigen und sich ganz ohne Selbstironie von ein paar Angeboten kurz vor der Kasse noch verführen zu lassen: Einem Billigrasensprenkler oder einem Billigfliegenvorhang mit Magnetverschluss oder einem Billigeinmalgrill für die bisher nie begehrte, jetzt aber mögliche Zwischenmahlzeit auf irgendeinem Autobahnrastplatz.

Man kann wieder lachen. Die große Erschütterung – sie wird nicht kommen. Zu viel Geld, zu wenig Mut, zu wenig Not, zu wenig Ausweglosigkeit, zu viel weiße Scham, historische Last, zu viel Raum, zu wenig Volk. Da ist keine »schweigende Mehrheit«, deren Wut- und Kraftüberschuß nach einem Ventil sucht. Das bißchen, was abfließen muß, hat jetzt in der AfD sein Auffangbecken. So einfach ist das.



## Weltoffen – Arsch offen

von Martin Lichtmesz

Die Schriftstellerin Sophie Dannenberg veröffentlichte 2006 einen semi-legendären Beitrag für das *Deutschlandradio* über die therapeutische Wirkung des antifaschistischen Furors auf das bundesteutonische Gemüt. Als Beispiel diente ihr ein Kreuzberger Antifa-Urgestein namens »Lothi«. Dieser hatte am »Kotti« einen offenbar waschechten »Nazi« gesichtet, was ihn sogleich in einen »triumphalen antifaschistischen Rausch« versetzte. Angesichts »Lothis« anhaltender Ekstase fragte sich die Autorin, ob sein »Nazi« nicht bloß einer Wunschphantasie entsprungen sei, männlichen Tieren ähnlich, die, wenn sie »während der Balz kein Weibchen finden«, statt dessen »Steine, Zweige, Zaunpfähle« begatten. Dannenbergs Resümee: Der »Nazi« gibt »unserem Lothi – und nicht nur ihm – Sinn und Verstand und Perspektive. Er befreit ihn aus dem banalen und blöden Alltag. Er sichert ihm Orientierung in einer Wirklichkeit, die täglich bedrohlicher und komplexer wird. Mit dem im Hintergrund ständig lauern den Nazi weiß man wieder, woran man ist. Rock gegen Rechts ist unser Opium für das Volk, und unerkant bleiben die herrschenden Verhältnisse. Lothi und seinesgleichen fühlen sich sicher in ihrer Idylle aus aufgeklärten und mutigen Mitmenschen. Unterdessen wechselt das Böse in aller Ruhe seine Gestalt – wieder und wieder, damals wie heute.«

Die Treffsicherheit dieser Sätze zeigte sich im Juni 2013 mit besonderer Vollendung in der hessischen Kleinstadt Karben. Andreas Lichert, Vorsitzender des Vereins für Staatspolitik, eröffnete dort eine konservative »Projektwerkstatt« als »Ort der Debatte und der freien Rede«, getragen »von der Sorge um die Zukunft unseres Landes«. Während Lichert noch dabei war, sein Veranstaltungszimmer mit ein paar Stühlen und Regalen zu bestücken, wurde auf Wink des Kulturstadtrates Philipp von Leonhardi (CDU) ein »Bürgerbündnis gegen Rechts« zusammengetrommelt, in das sich neben den obligaten Antifa-Gruppen die Flagellanten-Initiative »Stolpersteine in Karben« und der türkisch-islamistische Verein »DITIB« reihten (die einen pflastern Deutschland mit NS-Mahnmalen im Miniformat, die anderen mit Moscheen im Maxiformat zu). Lichert wurde von diesem »bunten« Bündnis kurzerhand zum »Nazi« und seine »Werkstatt« zum »braunen Nest« ernannt. Frei nach Ibsen hatte sich Karben seinen »Volksfeind« erfunden, gegen den eine Krisenveranstaltung mit

einer Mobilmachung von rund 500 Zivilcouragierten einberufen wurde. Daß Lichert auf seiner Netzseite von den Teilnehmern der Werkstatt »zwingende Bekenntnisse« unter anderem »gegen Gewalt«, »zum Grundgesetz« und »zum freiheitlichen Rechtsstaat« forderte, interessierte die Initiatoren, die in der Auswahl ihrer eigenen Bundesgenossen nicht gar so anspruchsvoll waren, eine feuchten Dreck. Vor allem wollte sich keiner den frisch erspähten, leckeren »Nazi« miesmachen lassen. Jeder bekam dabei seinen Bissen ab: die wie gewohnt opportunistischen CDU-Schleimer haben nun ihren Sündenbock, dessen Finsternis sie in ein goldglänzendes Licht taucht, »DITIB« kann ihren Kulturkampf vorantreiben und über »Diskriminierung« jammern, die Stolpersteinverleger können sich in Priesterpose werfen, während die Antifa mal wieder ihren unterdrückten SA-Neigungen freien Lauf lassen darf. Mit einem Wort: ein Provinztheater, in dem man die ganze Pathologie des Landes in Miniaturausgabe studieren kann.

Geradezu ein Prachtstück für die Vitrine zukünftiger Sammler ist das Plakat, mit dem für das Bürgerbündnis geworben wurde. »Rechtsextremismus? Karben sagt NEIN!« hieß es da mit polterndem Pathos. Darauf ein Bild von fünf jungen, strammen Menschen, die aussehen, als wären sie aus dem Film *Die Welle* gepurzelt, mit vorgereckten (überwiegend) rechten Armen und unerbittlichen Mienen. Die Hände sind allerdings nicht zum »deutschen Gruß« gestreckt, sondern biegen mit den Fingerspitzen nach oben ab. Die Blicke und die Handflächen sind frontal auf den Betrachter gerichtet. Soll sich dieser nun als »Rechtsextremist« angesprochen und ausgegrenzt fühlen, oder ist die ganze Inszenierung extra auf Andreas Lichert gemünzt?

Was die Besetzung betrifft, so handelt es sich hier um eine Variante des in Integrationsbüros so beliebten Bildgenres der »Hautfarbencollage«, welche »Buntheit« und »Vielfalt« signalisieren soll. Die Regeln einwandfrei politisch korrekter Darstellung sind allerdings offenbar noch nicht zur Gänze nach Karben durchgedrungen, das an einer überholten, »implizit weißen«, heteronormativen Ikonographie festhält – vielleicht ist es aber auch bloß eine originelle lokale Variation, daß der in diesen Arrangements normalerweise ausgeblendete oder dezent in den Hintergrund abgedrängte weiße Mann so auffallend dominant im Zentrum der

Gruppierung steht. Typ: Junge-Union-Mitglied, sauberes Hemd, ordentlich frisiert, eher weiche Gesichtszüge, dafür mit athletischer Figur. Wie in einem Rap-Video wird er flankiert von einem Trupp hübscher Mädels, die sich hinter seinem Rücken aufreihen, wobei jedes gezielt eine andere »Hautfarbe« repräsentiert. »Buntheit« wird ja nach den Vorstellungen der Antirassisten vor allem nach rassistischen Gesichtspunkten bestimmt. Besonders prominent im Bild ist ein undefinierbar asiatisch-orientalisch aussehendes Mädchen, zwar ohne Kopftuch, dafür mit ernstem, leicht verschrecktem Blick. Der Multikultiharem kann jedoch beruhigt sein: denn der junge Mann ist offenbar eine richtig coole Sau. Die Lippen leicht ironisch-kämpferisch geschürzt wie einst Marlon Brando, wird es kein schlechter Rechter wagen, sich mit ihm anzulegen. Er selber total »clean«, was »rechtes Gedankengut« betrifft! Die zündende Botschaft an

junge deutsche Männer: »Gegen Rechts« sein ist jung und sexy, und man steht dabei prima vor Mutti und den Mädels da. Hauptsache, ihr bekämpft alles, das irgendwie mit Deutschsein oder Mannsein zu tun hat. In der Realität sehen die Stars der Koalition allerdings eine Spur weniger heiß aus. Das *Höchster Kreisblatt* veröffentlichte ein Foto, das in die *Titanic* gepaßt hätte, diesmal in korrekter hierarchischer Anordnung: ganz vorne eine bebrillte AntirassismusexpertIn mit professionellen Betroffenheitsfalten; daneben eine in Kopftuch und Sackmantel gehüllte Moslemin, sekundiert von einem jungen Mann mit islamistisch angehauchtem Bart; sodann ein kauziges Stolperstein-Männchen mit Büsserblick, und *last not least* der heroische Retter Karbens vor der braunen Flut, Philipp von Leonhardi, der zum tiefen Glück seiner Bürger dafür sorgt, daß die Stadt via Muezzinruf »bunt und weltoffen« bleibt.

**Rechtsextremismus?  
Karben sagt NEIN!**

**Gründung eines Bürgerbündnisses**

13. Juni 2013,  
19:30 Uhr  
Bürgerzentrum  
Karben

**Es laden ein:**

- Stadt Karben
- Kurt-Schumacher-Schule Karben
- Ausländerbeirat der Stadt Karben
- Deutsch-Ausländischer Freundschaftskreis e. V.
- DITIB Türkisch Islamische Gemeinde zu Karben e. V.
- Initiative „Stolpersteine in Karben“

Die Veranstalter behalten sich vor, von ihrem Hausrecht Gebrauch zu machen und Personen, die rechtsextremen Parteien oder Organisationen angehören, der rechtsextremen Szene zuzuordnen sind oder bereits in der Vergangenheit verachtende Äußerungen in Erscheinung getreten sind, den Zutritt zur Veranstaltung zu verwehren oder von dieser auszuschließen.

Prof. Dr. Hafener  
Universität Marburg  
„Rechtsextremismus und Demokratie“

Andreas Balsler  
Antifaschistische  
Bildungsinitiative e. V., Friedberg  
„Die Situation in der Region“

## »Wir – Wächter im Niedergang«

Benedikt Kaiser im Gespräch mit Richard Millet

**SEZSSION:** Der Freitod Dominique Venners vollzog sich in einem nervösen Frankreich. Demonstrationen begleiten die Installierung der »Lex Taubira«, die homosexuellen Paaren Heirat und Adoption erlaubt. Wie ist die Lage vor Ort?

**MILLET:** Dominique Venner wollte einen symbolischen Freitod. Ich befürchte, daß er unter diesem Gesichtspunkt »gescheitert« ist: er hat weder die spektakuläre Wirksamkeit eines Mishima noch die diskrete, sehr römische Größe eines Montherlant. Man muß sich nicht in Notre-Dame umbringen, dann schon eher vor dem Pariser Rathaus, dieser Hochburg der sozialistisch-homosexuellen Lobby.

**SEZSSION:** Wie reagierten die Medien?

**MILLET:** Die gesamte Presse (und rechts wie links ist es dieselbe politisch korrekte, unwahre Einheitspresse), stellt nur die Tatsache fest, daß ein Historiker der extremen Rechten verzweifelt ist: Sie verschweigt die Gründe für diese Handlung, sie spricht nicht darüber. Wie mehrere Millionen weitere Franzosen wurde Venner vom Gesetz über die Homo-Ehe geschockt, das in der Tat eine Unsinnigkeit und ein politischer Schlag ist, der zum Unterdrückungsarsenal der antirassistischen Religion hinzutritt. Der Tod von Venner erfolgt in einem Zustand der Verzweiflung und einer tiefen Depression in Frankreich wie in vielen weiteren europäischen Ländern, die durch eine massive, nichteuropäische – häufig moslemische – Einwanderung zermürbt werden.

**SEZSSION:** Zermürbt durch Zustände, die bald an Bürgerkriege erinnern lassen?

**MILLET:** Europa kennt einen mehr oder weniger latenten Bürgerkrieg: ethnische Unruhen im schwedischen Paradies; Durchschneiden der Kehle eines Soldaten im belebten London durch einen islamistischen Schwarzen; Versuch des Durchschneidens der Kehle eines französischen Soldaten in einer Station der Pariser U-Bahn durch einen Mann mit »dunkler Haut und langen schwarzen Bart«; und ich erinnere gar nicht an Breivik und Merah, ans Bostoner Attentat. Frankreich ist in die *post-histoire* eingetreten: Es hat Probleme, sich wiederzuerken-

nen. Das Nachgeschichtliche (nachchristlich, nachkulturell, nachidentitär) trifft auf die Wirtschaftskrise. Es ist unvermeidlich, daß Voraussetzungen für eine Verzweiflung entstehen, von der man nicht weiß, wie die Franzosen, die nicht bereit sind, sich zu bewegen, ihr entkommen sollen. Sie sind gelähmt durch die mediale und politische Propaganda, terrorisiert durch allerlei Gesetze wie der erwähnten »Lex Taubira« ...

**SEZSSION:** Nun sieht man aber Hunderttausende Menschen demonstrieren, die nicht gelähmt sind. Wieso sorgt ausgerechnet das Gesetz über die Homo-Ehe für eine solche Protestbewegung?

**MILLET:** Die Demonstranten sind größtenteils französische Katholiken, aber auch andere Menschen guten Willens, die über etwas entrüstet sind, das eine rein geschlechtliche Angelegenheit ist und daher im Privatleben bleiben müßte, obwohl es die sozialistische Propaganda als »sozialen Fortschritt« präsentiert hat. Wir sahen, wie die erste »homosexuelle Ehe« spektakulär durch die im Solde der Macht stehenden Medien vermarktet worden ist. Das reicht, um zu begreifen, daß man dabei ist, die Kultur zu verändern.

**SEZSSION:** Ist die Bewegung »Manif pour tous« thematisch breiter angelegt als die Fokussierung auf homosexuelles Adoptionsrecht und auf das Unmittelbare, das damit zusammenhängt, erahnen läßt?

**MILLET:** Es ist bedauernswert, daß diese Demonstranten bei der Homo-Ehe halt machen und es nicht für richtig gehalten haben, ihre Überlegungen auf den gesamten Vorgang auszudehnen: den unwiderruflichen Austausch der europäischen Völker durch andere, die aus nichteuropäischen Kulturkreisen stammen und diese nicht ablegen, oft indes die Maske der amerikanischen Subkultur tragen – als Weichensteller für den Islam. Zwischen der Homo-Ehe und der Islamisierung Europas gibt es also eine objektive Komplizenschaft, eine Zusammenkunft von Interessen, die mit der Globalisierung und dem kulturellen und geistigen Defizit Europas zusammenhängen.

**SEZSSION:** Umtriebige Verteidiger der »westlichen Zivilisation« werfen aber doch gerade is-



Der französische Schriftsteller Richard Millet, Jahrgang 1953, meldet sich seit einigen Jahren auch als politischer Essayist zu Wort und wird dabei im Ton schärfer und schärfer. Vier Texte aus seiner Feder erscheinen im Spätherbst im Verlag Antaios.

lamischen Glaubensrichtungen vor, rückständig zu sein und die Rechte sexueller Minderheiten – etwa Homosexueller – nicht zu respektieren. Die »offene«, postmoderne Gesellschaft als Komplize des Islam, der seinerseits ausschließlich die Ehe zwischen Mann und Frau anerkennt – beißt sich das nicht?

MILLET: Es hat bei bestimmten Demonstrationen auch Moslems gegeben, die neben den Katholiken marschiert sind (mit arabisch-sprachigen Spruchbändern, versteht sich!). Es existiert für mich allerdings keine Frontlinie zwischen moderner Sexualität und archaischer Religion. Ich wiederhole es: Sex ist eine private Angelegenheit und Homosexuelle sind keine politische Minderheit ...

Die tatsächliche Frontlinie verläuft im Krieg zwischen einem abendländischen und einem islamisierten Europa, das als angeschlossenes Terrain an das fungiert, was man das arabisch-amerikanische oder moslemisch-amerikanische Kondominium (weil Pakistan eingeschlossen werden muß) nennen kann. Für Europa ist dies bereits ein verlorener Krieg, wenn man die Rolle bedenkt, die Katar, die Vereinigten Arabischen Emirate und Saudi-Arabien, ja selbst die Türkei einnehmen: Der Islamismus spielt vor Ort mit, und zwar als Akteur des Kapitalismus (demnach wirkt er post-kulturell; Kultur hier als höchster Wert des jüdisch-christlichen Europas verstanden).

Der Terrorismus ist nur ein etwas vulgäres Verhandlungselement, das glauben lassen soll, daß es jenseits von ihm einen »guten Islam« gebe. Aber es gibt keine »gute« Religion, sobald sie sich in die Politik einmischt. All das ist nicht widersprüchlich: Es ist eher ein Zeichen des Zusammenbruchs innerhalb jener so »offenen« Gesellschaften, die als solche doch schon längst nicht mehr bestehen.

SEZESSION: Ist die Selbstaufgabe und freiwillige Preisgabe Europas ein Zeichen der Wehrlosigkeit

keit einer gegen die Realität konstruierten, nun untergehenden offenen Gesellschaft? Hat sich Venner vielleicht auch deshalb umgebracht, weil der Okzident dabei ist, sich selbst umzubringen?

MILLET: Es ist tatsächlich diese Verweigerung vor der unmittelbaren Realität, die mich am meisten überrascht, diese geistige Konstruktion, justiert durch die medienpolitische Macht: diese von Toleranz, von Transparenz, von universeller Demokratie träumenden Konzepte; die offene Gesellschaft, alternative Gesellschaft, Globalisierung, Ablehnung der Grenzen, das allgemeine Rassenmischungsprogramm, die Dekonstruktion jeder Metaphysik, der Haß auf den Katholizismus, der Ersatz des »Mannes« durch ein entladenes, transsexuelles, erratisches und metamorphes Subjekt und so weiter. All das wird zu einer vielförmigen Ideologie vermenget, die der hedonistischen Knechtung des Individuums gewidmet ist, das alsdann nicht mehr in der Lage ist, etwas selbst zu schaffen.

Sie sprechen richtigerweise von Wehrlosigkeit, denn sie ist charakteristisch für den europäischen Menschen, der zwar weiß, daß die Propaganda ihn belügt, aber der meistens ignoriert, wie diese Lüge, die Umkehrung von Wahr in Falsch, zu entziffern ist. Der europäische Mensch geht in der Wehrlosigkeit auf, die ihm die Schuld aufzwingt; er kann nur in der unendlichen nachkolonialen, nachgenozidalen, nachkulturellen Sühne verschwinden.

SEZESSION: Sie schreiben in ihrem fulminanten Essay *Antirassismus als Terror gegen die Literatur*, der bald in deutscher Fassung erscheinen wird, trotz dieser Zustandsbeschreibung des gegenwärtigen Abendländers, daß Sie »die Waffen nicht strecken« können, und führte es auch zu der von Ihnen ebenfalls erwähnten »einsamen Nacktheit«. Venner hat die Waffen auf seine Art und Weise gestreckt und doch nicht gestreckt; die Hoffnung auf folgende Generationen hat er letztlich doch in sich getragen. Haben Sie noch Hoffnung?

MILLET: Das größte Vergnügen, das wir unseren Feinden machen könnten, bestünde darin, zu verstummen. Die Propaganda will die Schriftsteller ruhigstellen, sie einschüchtern. Es ist politischer Terror, vor dem ich mich weigere, das Handtuch zu werfen – trotz der Versuchung der etwaigen Stille. Um jeden Preis weiterzuschreiben, koste es, was es wolle, ist eine Notwendigkeit und zugleich eine Frage der Ehre (Ehre! – eine vergessene Kategorie in der Neuen Weltordnung). Besser noch: Man kann durchaus eine Art Hoffnung in dieser Haltung des Letzten sehen – letzter Schriftsteller, letzter »Mann« und so weiter.

SEZESSION: Das klingt nach Ernst Jüngers »verlorenem Posten« ...

MILLET: Nun: Wir werden bis zum Ende die Wächter im Niedergang sein.



## Zweimal Notre-Dame

von Martin Lichtmesz

**I.** Am 21. Mai 2013 erschoss sich der 79jährige Historiker Dominique Venner in der Kathedrale Notre-Dame zu Paris, im sakralen Herzen Frankreichs, »um die trägen Geister aus ihrem Dämmerschlaf zu wecken«, jene gelähmten Zeugen der Zerstörung seines »französischen und europäischen Vaterlandes«. Äußerer Anlaß waren die Proteste gegen die Einführung der »Homo-Ehe«, die Hunderttausende Menschen auf die Straßen von Paris trieben. Venners Anliegen ging jedoch weit darüber hinaus. In seinem letzten, nun postum erscheinenden Buch *Un samouraï d'Occident* (»Ein Samurai des Abendlandes«) zog er noch einmal das Resümee seines Lebens und Denkens: Dasselbe Europa, dessen jahrtausendealte Kontinuität er in so vielen seiner Werke darzustellen versuchte, befände sich heute in einer beispiellosen Krise, einem »Winterschlaf« vielleicht nur, dessen Ausgang noch ungewiß sei. Getrennt von seiner Geschichte und seiner Identität, sei Europa heute seinen inneren und äußeren Feinden hilflos preisgegeben. Schon ist ein großer »Bevölkerungsaustausch« im Gange, der die europäischen Völker innerhalb weniger Jahrzehnte zu Minderheiten in ihren eigenen Ländern machen wird.

»Nur noch ein Gott kann uns retten«, sagte Martin Heidegger 1966 im Gespräch mit dem *Spiegel*. »Mystik zuerst, dann Politik«, so formulierte es Venner. Er erkannte, daß jede Kultur mit ihren metaphysischen Fundamenten stehe und falle. Doch wo eine solche »Mystik« suchen und finden? Im heutigen säkularen Europa scheint weit und breit keine zur »Verteidigung des Eigenen« geeignete Religion in Sicht zu sein. In einem seiner letzten Interviews drückte Venner die Hoffnung aus, daß unsere metaphysischen Quellen nicht versiegt seien: »Ebenso wie andere sich als Söhne von Shiva, von Mohammed, von Abraham oder von Buddha wiedererkennen, ist es nicht verkehrt, sich als Söhne und Töchter von Homer, von Odysseus und von Penelope zu wissen.« Die Gestalt hingegen, in der sich das Abendland fast zwei Jahrtausende lang wiedererkannt hat, unter deren Zeichen es eine beispiellose, triumphale Blüte erlebt hat, fehlt: Jesus Christus. Zu Unrecht? Nur schwer kann man sich Christus heute als zentrale Figur einer »identitären« Religion vorstellen, wie sie Venner vorschwebte. Fern sind die Zeiten, in denen Hilaire Belloc sagen konnte: »Der Glaube ist Europa«, ja: »Die Kirche ist Europa.«

Venner war ein eingefleischter, ein nietzscheanischer Heide, der zeit lebens mindestens in Distanz zum Christentum stand, bei gleichzeitigem Respekt vor seinen Kulturleistungen. In einem weiteren Interview erklärte er, daß man zwar durchaus Christ und Traditionalist zugleich sein könne. Er beschuldigte jedoch die Kirche Frankreichs, der Islamisierung des Landes durch Unterstützung und Beschleunigung der »afro-maghrebinischen Einwanderung« erheblichen Vorschub geleistet zu haben. Vor allem müsse man sehen, »daß eine universalistische, antirassistische und gewaltlose Religion, in deren Zentrum das Bewußtsein der eigenen Schuld steht, an-

»Ich wähle einen hochsymbolischen Ort, die Kathedrale von Notre-Dame de Paris, die ich respektiere und bewundere: Das Genie meiner Vorfahren hat sie auf einer Kultstätte errichtet, die viel älter ist und an unsere weit in die Geschichte zurückreichenden Wurzeln erinnert.«

Dominique Venner:  
»Begründung für  
einen Freitod«



gesichts der Probleme unserer Zeit wie der afro-moslemischen Einwanderung einen schwachen Halt bildet.« Statt dessen empfahl er eine Rückkehr zu den »Fundamenten aus Granit«, den »grundlegenden Dichtungen« Homers, jener wahren »Bibel Europas«, mit der »Natur als Sockel«, der »Exzellenz als Prinzip« und der »Schönheit als Horizont«.

Hier sprach allerdings ein Atheist, dem die homerischen Götter vor allem als »Allegorien der Mächte des Lebens und der Natur« erschienen. Auch an ein Leben jenseits dieser Welt glaubte Venner nicht. »Die Essenz des Menschen«, schrieb er, liege »in seinem Dasein und nicht in einer ›anderen Welt‹. Es ist im Hier und Jetzt, wo sich unser Schicksal bis zur letzten Sekunde erfüllt.« An einem hochsakralen Ort der Christenheit entschied sich Venner für eine nichtchristliche Geste in der Tradition der antiken Stoiker.

Für kurze Zeit loderte das Fanal in den Schlagzeilen der französischen Presse. Einige wenige Sympathisanten und Weggefährten zogen respektvoll den Hut; die katholisch-konservativen Veranstalter der Proteste gegen die »Homo-Ehe« hingegen gaben zu erkennen, daß sie in Venner einen »tollen Menschen« sahen, der nichts mit ihnen zu tun habe. Ähnlich fiel die Reaktion mancher deutscher Konservativer aus. Ein exemplarischer Thersites schrieb von einer »gewaltsamen und schlimmen Geste eines Gestörten«, der unter gar keinen Umständen »ein Vorbild« sein könne. »Rechter Autor bringt sich aus Schwulenhaß um« titelte die *Welt*, und in diesem Tenor erledigten die meisten deutschen Medien den Fall.

Der Schriftsteller Richard Millet meinte, es wäre angebrachter gewesen, sich vor dem Pariser Rathaus zu erschießen. Aber die Wahl Notre-Dames zielt auf eine tiefere Symbolik. Staat und Kirche sind heute besetztes Gelände, okkupiert von den Feinden der europäischen Kultur und der europäischen Völker. Hat Venners Tat also frisches Blut in alte Kathedralen fließen lassen, auf daß sich neue Götter auf ihre verödeten Altäre niederlassen? Die Dome Frankreichs, Deutschlands und Italiens gehören in der Tat zu den herrlichsten Zeugen des europäischen Geistes. Aber sie scheinen heute nur mehr als touristische Schaustücke weiterzubestehen, nicht anders als die zwar imposante, aber keinen Gott mehr preisende Hagia Sophia.

Der Schriftsteller Richard Millet meinte, es wäre angebrachter gewesen, sich vor dem Pariser Rathaus zu erschießen. Aber die Wahl Notre-Dames zielt auf eine tiefere Symbolik. Staat und Kirche sind heute besetztes Gelände, okkupiert von den Feinden der europäischen Kultur und der europäischen Völker. Hat Venners Tat also frisches Blut in alte Kathedralen fließen lassen, auf daß sich neue Götter auf ihre verödeten Altäre niederlassen? Die Dome Frankreichs, Deutschlands und Italiens gehören in der Tat zu den herrlichsten Zeugen des europäischen Geistes. Aber sie scheinen heute nur mehr als touristische Schaustücke weiterzubestehen, nicht anders als die zwar imposante, aber keinen Gott mehr preisende Hagia Sophia.

**II.** Am Morgen nach Venners Freitod traf bei mir eine Buchbestellung ein, die ich eine Woche zuvor getätigt hatte. Ein nur mehr antiquarisch erhältlicher Band, erschienen 1954 in einem katholischen Verlag: *Gott ist tot?*, die Autobiographie eines 1928 in der französischen Provinz geborenen jungen Mannes namens Michel Mourre. Dieser hatte am Ostersonntag des Jahres 1950 in Notre-Dame zu Paris einen außerordentlichen Skandal provoziert. Im Habit eines Dominikanermönches hatte er sich an das Lesepult gestellt und einen Text im Geiste Nietzsches, eher im Tonfall Zarathustras als des »tollen Menschen«, verlesen: »Wahrlich, ich sage euch: Gott ist tot. / Wir speien die Lauheit eurer Gebete aus, / Denn eure Gebete waren der schmierige Rauch über den Schlachtfeldern unseres Europa. / Geht fort in die tragische und erhabene Wüste einer Welt, in der Gott tot ist, / bis die Erde erneuert ist mit euren bloßen Händen, / Mit euren stolzen Händen, / Mit euren Händen, die nicht beten. / Heute, Ostern des Heiligen Jahres, / hier unter dem Zeichen von Notre-Dame de Paris, / Verkünden wir den Tod des Christengottes, auf daß der Mensch lebe zuletzt.«

Mourre und seine Spießgesellen wurden umgehend verhaftet und einer psychiatrischen Untersuchung unterzogen. Der Eklat wurde zum Gegenstand monatelanger, ernsthafter Debatten in den französischen Feuil-



Albrecht Dürer: *Ritter, Tod und Teufel*, 1513

»Man erzählt noch, dass der tolle Mensch des selbigen Tages in verschiedene Kirchen eingedrungen sei und darin sein Requiem aeternam deo angestimmt habe. Hinausgeführt und zur Rede gesetzt, habe er immer nur diess entgegnet: ›Was sind denn diese Kirchen noch, wenn sie nicht die Gräfte und Grabmäler Gottes sind?‹«

Friedrich Nietzsche: *Die fröhliche Wissenschaft*

letons. Denn schon bald wurde erkannt, daß Mourre nicht bloß als pöbelnder Ikonoklast gehandelt hatte. Seine »Predigt« hatte sich explizit an die »Lauwarmen« gerichtet, die nach dem berühmten Wort aus der Johannesoffenbarung »weder heiß noch kalt« sind, und die der Herr aus seinem Mund »ausspeien« wird. Mourre selbst hatte zu diesem Zeitpunkt bereits einen abenteuerlichen geistigen Lebensweg hinter sich, in dem sich auf schillernde Weise die Themen eines ganzen Jahrhunderts bündeln.

Das Leitmotiv von Mourres Leben war die Erfahrung der Entwurzelung und der Brüchigkeit der menschlichen Gewißheiten. Die entscheidende Figur in seiner Familie war sein Vater gewesen, Architekt von Beruf, bürgerlicher Sozialist, Freimaurer und Antiklerikaler, der »am Tage der Jungfrau von Orléans« die rote Fahne hißte und dessen Arbeitszimmer die Bildnisse des »Volksfront«-Idols Léon Blum und der spanischen Kommunistin »Passionaria« schmückten.

Der erste Schock in Mourres Kindheit war der frühe Krebstod seiner Mutter, der zweite der kurz darauf erfolgte Zusammenbruch Frankreichs im Juni 1940. Die Dritte Republik war unter dem Ansturm des Faschismus eingestürzt wie ein Kartenhaus, und mit ihr die über den Vater vermittelten »Götzenbilder«. Eines davon war die Vorstellung des allmächtigen Volkswillens, der Menschenmengen, die »immer schön« seien und unentwegt »sängen und siegten«. Der Anblick von Flüchtlingsmassen auf dem Bahnhof von Lyon, einer Menge »ohne Mut und Hoffnung, weil ihr ein Kopf fehlte«, kurierte Mourre »wohl für immer« von »dem Glauben an die schönen Träume der Demokratie«. »Das Volk – Gott Volk – verging vor Angst, weil es verlassen war, und fluchte der Freiheit, die es ins Unglück gestürzt hatte.« Er beobachtete, wie rasch sich die politischen Ideale der Menschen angesichts der neuen Machtverhältnisse verflüchtigten, wie schmiegsam sie sich der neuen Lage fügten. Auch sein Vater »vergaß« schnell große Teile seiner Biographie, und fand heraus, daß er vielleicht doch nicht so ein überzeugter Republikaner war, wie er bisher gedacht hatte, und daß der Nationalsozialismus doch auch ein Sozialismus sei – ein Phänomen, das sich nach der »Libération« mit umgekehrten Vorzeichen wiederholte.

Der junge Michel Mourre war auch in der Zeit der Vichy-Regierung weltanschaulich indifferent geblieben und weit entfernt davon, ein »nationales« Bewußtsein zu entwickeln. Der Wunsch, »etwas zu leisten«, brachte ihn im Frühjahr 1944 dazu, sich ohne politische Überzeugung einer »kollaborationistischen« Jugendorganisation anzuschließen, die Bombenopfer versorgte. Interessanterweise begegnete Mourre der Faschismus zuerst als »internationalistische« Idee. »Ich kannte damals kein Vaterlandsgefühl. Die väterliche Erziehung hatte nichts getan, es in mir zu wecken. Von Kindheit auf stand es für mich fest, daß es kein Frankreich mehr gab, daß die Vaterländer tot waren. Vater träumte nur von der Internationale. Und war es nicht eine Internationale, die der Faschismus zu schaffen unternahm?«

Mourre stellte im Rückblick fest, daß diese Disposition nicht selten war. Viele, die sich als Freiwillige an die Ostfront gemeldet hatten, suchten »ein Erlebnis, das ihnen den Weg zu sich selber wies. Andere Lebensumstände hätten sie vermutlich in die Widerstandsbewegung verschlagen. Die Zeit zwang den einzelnen, selbst Hand anzulegen und den Boden zu bereiten, auf dem er anderen zu begegnen hoffte. Alle diese jungen Leute, zu denen ich gehört hätte, wäre ich etwas älter gewesen, fühlten sich ihrer heimatlichen Erde, ihrem geistigen Nährboden entfremdet, weil man es unterlassen hatte, sie die Heimat und ihre Kultur lieben zu lehren. Deshalb hofften sie, auch ihre Gemeinschaft nicht auf die Wirklichkeit zu gründen – die man ihnen nie gezeigt hatte –, sondern auf ein heldisches Traumbild.« Die Anklage des »Verrats«, die nach der Befreiung auch gegen ihn erhoben wurde, konnte Mourre kaum nachvollziehen, weil ihm jegliche vaterländischen Bindungen fehlten.

Es ist bezeichnend für seinen Charakter, daß er sich erst in der Stunde ihrer Niederlage besiegtten Kräften wie der ebenfalls in das Netz der Kollaboration verstrickten Action française zuwandte. Nach einer kurzen Haftstrafe geriet der 17jährige Herumtreiber in royalistisch-katholische Kreise und verschlang gierig die Schriften des nunmehr greisen Charles Maurras, dessen Unbeugsamkeit ihn begeisterte. Über Maurras entdeckte Mourre endlich den Anschluß an das »ewige Frankreich«: »Dank ihm ging mir der Sinn meiner Geburt auf. Beglückt erkannte ich das mir Aufgebene,

»Wir waren in Frankreich geboren, gewiß! Waren wir deshalb wirkliche Franzosen, mußten wir deshalb französisch denken und fühlen, wie wir gehen gelernt hatten? Erst hätte man uns Frankreich lieben lehren müssen, ehe man uns vorwarf, es vergessen zu haben. Wir waren Frankreich eben nicht mit Leib und Seele verbunden. Man hatte uns entwurzelt, dem Boden der Heimat entrissen, hatte in unser Herz kein Ideal gepflanzt, die sinnhafte Liebe zur tausendjährigen Vergangenheit des Landes, die es hätten beflügeln und über sich hinausheben können.«

Michel Mourre, S. 79

»Wie viele Fremde gibt es wirklich in Frankreich (und zwar nicht nur gemessen am juristischen Status, an der politischen Einstellung und der Hautfarbe)? Offensichtlich sind es so viele, daß man sich zuerst eher fragen sollte: wieviele Franzosen gibt es noch und wo sind sie? Und was kennzeichnet heute einen Franzosen? Und wie wird es ihm gelingen, Franzose zu bleiben?«

Guy Debord: *Notizen zur Einwanderungsfrage* (1985)

Naturnotwendige, weil ich auf französischem Boden geboren war, weil ich, insofern ich lebte, teilhatte an einem Schatz von Überlieferungen, Denknormen und Bräuchen, die sich im Laufe von Jahrhunderten herausgebildet hatten. Nicht sich selber schenkte da Maurras, nein, das gesamte geschichtliche, geistige, seelische Erbe Frankreichs, des lateinischen, des ›römischen‹ Abendlandes schloß er auf.« Dazu gehörte auch die »Begegnung mit der Ordnung«, die »Sehnsucht nach Ebenmaß«, der »Hunger nach Wahrheit«. Mourre fühlte sich wie eine heimgekehrte Waise, glaubte nun seine »Einwurzelung«, seine Heimat, gefunden zu haben. »Jeden Tag erlebte ich die Freude, eine neue Bindung an Frankreichs Geist und Boden aufzuspüren.« Er verkehrte mit monarchistischen Splittergruppen, wurde zum Wahlkampfhelfer der gemäßigt rechten »Republikanischen Freiheitspartei«, prügelte sich mit Kommunisten, träumte von der Herausgabe einer eigenen Zeitschrift. Mourres wachsende Begeisterung für den Katholizismus ging nun weit über Maurras hinaus – diesen Atheisten, der die Kirche in erster Linie als nationale Ordnungsmacht pries. Er begeisterte sich für ihre »tausendjährigen Gebärden« und ihre altehrwürdige Geschichte. Selbst bei dem ungläubigen Maurras hatte er Sätze gelesen wie: »Ohne Anrufung Gottes, der die Franzosen liebt, wäre Frankreich ein entarteter Begriff.« Nun war ein noch größerer Hunger in Mourre entfacht, der Hunger nach dem Absoluten, nach Gott, der zum universalistischen Feuer aufloderte: Nicht eher sollte die Kirche ruhen, »bis die ganze Erde in eine einzige riesige Kirche verwandelt war und Gott je und je verherrlicht und gepriesen wurde im Leben eines jeden einzelnen Menschen«.

Mit achtzehn Jahren ließ Mourre sich taufen, ein Jahr später trat er als Novize in das Dominikaner-Kloster zu Saint-Maximin in der Provence ein. Dazwischen lag ein Intermezzo als Besatzungssoldat in Deutschland, das ihn fremdartig faszinierte. Er erlebte gar den Schmerz, »das Volk der Ritter meiner Träume uns kümmerlichen Siegern gefügig zu sehen.« Der Geist Deutschlands drückte sich ihm vor allem in dem Dürer-Stich »Ritter, Tod und Teufel« aus, dem auch Dominique Venner ein ganzes Kapitel in *Un samourai d'Occident* gewidmet hat. Mourre fügte sich ein halbes Jahr lang in die Klosterdisziplin und unterwarf sich dem Mönchsleben außerhalb von Geschichte und Welt. Doch bald schon machten sich die alte Rastlosigkeit und das Gefühl des Ungenügens bemerkbar. Er verließ das Kloster und kehrte nach Paris zurück. Die Hochspannung seiner mystischen Phase fiel schlagartig ab, und bald schwand auch der Glaube. Erneut fand er sich unter Bohemiens, Tagelöhnern und verkrachten Existenzen wieder, erneut bindungslos, ziellos, ohne einen erkennbaren Lebenssinn. Mit Gott hatte er den Zugriff auf die Welt, das Leben und die Mitmenschen wieder verloren. Nun erlebte er sich in einer radikalen Entfremdung und Isolation, nicht anders als die Romanfiguren von Sartre und Camus. Aber eine Rechnung war noch offen. »Überdruß und Mißvergnügen« verwandelten sich in einen »hysterischen, überspannten Haß gegen Gott« und die katholische Kirche. Im Zustand einer besessenen Angespanntheit vollzog er den Eklat von Notre-Dame. Rückblickend verwarf er seine Tat und sah seine Geschichte als »Geschichte eines Scheiterns«. »Außerhalb Gottes erlangen wir nichts. Gott waltet fort und fort, am Born unseres Lebens und zu unserem Heil. ... Gott bleibt als reine Hoffnung, die kein Schmutz, keine menschliche Schnödigkeit zuschanden machen kann.« Mourre geriet nun in Vergessenheit und wählte die Kontemplation des Gelehrten, unter anderem als Autor eines mehrbändigen *Lexikons der Universalgeschichte*. Er starb 1977, nach einem rastlosen, exzentrischen Leben.

**III.** Zurück zu Dominique Venner, der nach einer Phase als jugendlicher, militant-nationalistischer Aktivist ebenfalls zum »meditativen Historiker« wurde: Die Lektüre von Michel Mourres Autobiographie erinnert uns, daß zwischen dem »Tod Gottes« und dem Tod Europas und Frankreichs ein enger Zusammenhang besteht. Sowohl Mourre als auch der nur sieben Jahre jüngere Dominique Venner haben sich vor dem jahrhundertalten Altar Notre-Dames, im Abstand von über sechs Jahrzehnten, ein- und derselben Krise gestellt, mit der Glut eines Geistes, den die meisten Nominalchristen heute nicht mehr kennen. Die große, kritische Frage nach der »Einwurzelung« des postchristlichen Menschen bleibt weiterhin offen.

»Mein Leben war nicht mehr nur mehr mein eigenes, sondern das – in mir wie in allen Franzosen – zusammengefaßte Leben aller Menschen, die vor uns gekommen waren, auf unserem Boden gelebt und für uns, für mich, gearbeitet hatten.«

Michel Mourre, S. 91

»Der Name Christi mußte einer verrotteten Welt ins Gesicht geschrien, ihr das Vergnügen an krankhaften und schmutzigen Dingen verdorben, ihr wahre Gottesfurcht beigebracht und – vor allem – ihr wieder vor Augen geführt werden, daß die Kirche nicht verständig geworden, daß sie nach wie vor vom göttlichen Wahn besessen war, nicht duldsam, sondern würdig der göttlichen Unduldsamkeit wider den Irrtum und das Böse.«

Michel Mourre, S. 214

Literaturhinweise:

Michel Mourre: *Gott ist tot?* München/Wien 1954 (Original: *Malgré le blasphème*, Paris 1951);

Dominique Venner: *Un samourai d'Occident*, Paris 2013;

ders.: *Le choc de l'histoire*, Versailles 2011;

Simone Weil: *Die Einwurzelung*, München 1956;

Colin Wilson: *The Outsider*, London 1956;

Greil Marcus: *Lipstick Traces: Von Dada bis Punk – Kulturelle Avantgarden und ihre Wege aus dem 20. Jahrhundert*, Hamburg 1992.



# Geduld! – Lage und Möglichkeit der intellektuellen Rechten

von Karlheinz Weißmann

Es gibt verschiedene Gründe, einer weltanschaulichen Minderheit zuzugehören: Erbteil, Phlegma, Geltungsbedürfnis, Überzeugung. Tatsächlich erben manche Menschen Glauben oder Ideologie wie man ein Haus, ein Aktienpaket, ein Klavier oder eine alte Puppe erbt. Das hat damit zu tun, daß sie in einer Umwelt großgeworden sind, in der entsprechende Auffassungen vorherrschen. Sie haben sie angenommen, meistens schon als Kind, und früh als selbstverständlich zu betrachten gelernt. Ihre Überzeugungen sind Gewohnheiten. Ein entsprechend geprägtes Milieu zu verlassen, ist schwierig, schon wegen des Trägheitsmoments, und erst recht, wenn man auf Grund von Schichtzugehörigkeit oder sektenartigem Einschluß mit Sanktionen für den Fall der Abtrünnigkeit zu rechnen hat. Es wird deshalb an der Mitgliedschaft festgehalten, trotz der unangenehmen Folgen, die das nach sich zieht, etwa der Feindseligkeit der Mehrheit. Minderheiten suchen den dadurch entstehenden Druck aufzufangen, indem sie Parallelkarrieren anbieten und (seltener) materielle oder (häufiger) immaterielle Prämien ausloben: das Spektrum solcher Kompensationen reicht vom Auserwähltheitsglauben aller über die Posten weniger bis zur Spitzenfunktion des einzelnen als »Meister«. Derartige Möglichkeiten erklären bis zu einem gewissen Grad die Anziehungskraft von Minderheiten auf gescheiterte Existenzen, die in der Welt nicht Fuß fassen konnten, die tatsächlichen Ursachen ihres Versagens aber nicht wahrhaben wollen. Zur sozialen Realität von Klein- und Kleinstgruppen gehört außerdem der Mißbrauch herausgehobener Stellungen, deren Inhaber nur das zynische Kalkül treibt und die das Fehlen von Korrektiven nutzen. Es gibt aber selbstverständlich auch das echte Sendungsbewußtsein, das einhergeht mit jenem Einsatz und jener Opferbereitschaft, die die Anhänger begeistern und sie dazu bringen, trotz aller Widrigkeiten an der eigenen Überzeugung festzuhalten.

Eine Führer-Gefolgschaft-Struktur ist an vielen historischen Minoritäten nachzuweisen, aber nicht unabdingbar. Weltanschauliche Minderheiten existieren auch akephal, vor allem dann, wenn es sich um Denkfamilien handelt, also Gruppierungen, die in erster Linie eine Menge gemeinsamer Ideologeme und Konzepte zusammenhält. Bei der intellektuellen Rechten handelt es sich um so eine »kopflose« Minderheit. Aber das ist keineswegs ihre natürliche Verfassung. Der Status als Minderheit erklärt sich vielmehr aus einem Prozeß des Abstiegs, der mit der Niederlage von 1945 begann, die eben auch als Niederlage der Gesamtrechten im Kampf gegen die Gesamtlinke verstanden wurde. Sie schien aufgehalten durch die besonderen Bedingungen des Ost-West-Konflikts, setzte bei der Entspannung zwischen den Supermächten wieder ein und endete schließlich im Siegeszug der großen Emanzipation. Eine rechte Strukturmehrheit war damit durch eine linke Strukturmehrheit ersetzt, was erklärt, warum sich in der rechten Minderheit nur noch diejenigen finden, die durch Erb-

»Erst in der Stunde der Gefahr begreifen alle, daß man sich nur auf etwas stützen kann, das Widerstand leistet.«

Karlheinz Weißmann:  
*Das konservative Minimum*, S. 46

teil, Phlegma, Geltungsbedürfnis oder Überzeugung hierher geraten sind. Denn alle Erwartungen eines »Rechtsrucks«, einer »Tendenzwende«, einer »Kulturrevolution von rechts«, eines »Rückrufs in die Geschichte«, einer »Gegenreformation« haben sich als vergeblich erwiesen, während die Substanz immer weiter schwand und mit ihr die Einflußmöglichkeiten, Karrierechancen oder wenigstens komfortablen Nischenexistenzen, die in einer Übergangphase möglich waren. Das hat die Zahl der »geborenen« Rechten wie der Phlegmatiker und Geltungsbedürftigen stark reduziert, und für die Intransigenten die Wahlmöglichkeiten drastisch eingeschränkt; es bleiben:

1. Resignation, sprich Aufgabe der bisher verfochtenen Meinung, Anpassung an die der Mehrheit,
2. Dekoration, das heißt Entwicklung eines wahlweise esoterischen oder ästhetischen Modells, das es erlaubt, im Verborgenen oder privatim die bisherigen Auffassungen festzuhalten, ohne daß deren Geltung noch nach außen vertreten würde,
3. Akzeleration, also Beschleunigung der Prozesse in dem Sinn, daß die bisher eingenommene Stellung verschärft und nach radikaleren Lösungswegen gesucht wird,
4. Konzeption, das heißt Aufrechterhaltung der Grundpositionen und deren Fortentwicklung bei dauernder Kritik und Korrektur der getroffenen Vorannahmen in der Erwartung, künftig doch zum Zug zu kommen.

Scheidet man die Varianten 1 und 2 aus, die im Grunde nur individuelle, keine politischen Lösungen bieten, bleiben die Möglichkeiten 3 und 4. Was die Radikalisierung angeht, schimmert bei ihren Protagonisten immer die Auffassung durch, daß die Probleme, die bestehen, nicht als vermeidbare Defekte zu betrachten sind, sondern als Konstruktionsfehler, wahlweise der Massengesellschaft, des Amerikanismus, des Parlamentarismus, der Demokratie. Um die zu beseitigen, müsse das »System« beseitigt werden. Einigkeit darüber, was an seine Stelle treten sollte, besteht allerdings nicht, das Spektrum reicht vom Anarchokapitalismus bis zum Staatssozialismus, von der naturgebundenen Volksgemeinschaft bis zu irgend etwas Preußischem. Nun ist solche Undeutlichkeit bei Alternativentwürfen eher Norm als Ausnahme und prinzipiell kein Einwand gegen sie. Etwas mehr Klarheit muß man aber erwarten bei Beantwortung der Frage, wie ans Ziel gekommen werden soll. Soweit erkennbar, versprechen sich die Befürworter der Akzeleration wenig von der Mitarbeit in einer bestehenden oder Gründung einer neuen Partei, aber auch die Schaffung irgendwelcher »Bünde« oder geheimer »Logen« scheint kaum Anhänger zu haben. Dagegen geistert immer wieder die Idee einer »Bewegung« durch die Köpfe, vor allem einer »Jugendbewegung«. Ist damit nicht gemeint, daß man die Fehlschläge von »Jungenstaat« oder »rotgrauer Aktion« nachspielen möchte, bliebe nur die Bedeutung von Jugendlichen und jungen Erwachsenen in historischen Revolutionen als Bezugspunkt. Tatsächlich kann man sowohl die Jakobiner wie auch die Bolschewiki und auch die Faschisten oder die Träger der Arabellion als Jugendbewegungen beschreiben, aber es steht auch außer Frage, daß ihre Erfolge sich nicht aus diesem Charakteristikum erklärten. Schon die natürliche Unreife der Trägergruppen spricht dagegen, vor allem aber, daß Bewegungen als solche überhaupt keine Chance auf dauerhafte Wirkung haben. Sie können ein erster Aggregatzustand einer politischen Organisation sein, aber sie müssen in etwas anderes – gemeinhin eine Partei – übergehen. Wenn eine Partei versucht, ihren Bewegungscharakter auch nach der Institutionalisierung aufrechtzuerhalten, bedingt das zwangsläufig ihr Scheitern, oder es kommt zu politischem Mummenschanz. Der Erfolg der Grünen im Gegensatz zu allen möglichen Gruppierungen links der SPD hing ganz wesentlich mit deren Bereitschaft zusammen, den notwendigen Schritt zu machen und sich von allen zu trennen, die Reinheit und Zauber der Anfänge nicht losließen.

Um das Gemeinte noch an einem weiteren Beispiel zu illustrieren: Wer die Entwicklung der Identitären in Frankreich schon etwas länger beobachtet hat, registrierte das Irrlichternde dieser Bewegung, die Abhängigkeit von einzelnen Initiatoren, die ideologische Unklarheit, das Schwan-

»Gegen pauschalen Optimismus gibt es einen prinzipiellen Vorbehalt. Daher die häufigen Verweise auf die Skepsis der Konservativen. Skepsis aber nur insoweit, als sie der Erfahrung entspricht, den Erfahrungen ist für den Konservativen die Leitlinie des Handelns.«

Karlheinz Weißmann:  
*Das konservative  
 Minimum*, S. 85/86

ken zwischen Zellen- oder Parteibildung, Kampf um die kulturelle Hegemonie oder Anlehnung an den Front National. Die Aufmerksamkeit, die man Ende vergangenen Jahres nach der Besetzung des Moscheeneubaus in Poitiers fand, erklärt sich denn auch nicht aus dem eigenen Potential der Identitären, sondern aus der Tatsache, daß der Vorfall von Marine Le Pen in einem Fernsehinterview erwähnt wurde. Erst dieses Zusammenwirken von Faktoren – Aktion, Hinweis durch eine Prominente, in einem bedeutenden Medium – zeigte Wirkung. Allerdings hat auch das keine Initialzündung ausgelöst, was damit zusammenhängt, daß die für einen Durchbruch nötige Disziplin gerade den Bewegungsorientierten regelmäßig fehlt. Hinzugefügt sei noch, daß der FN nach einem kurzen Liebäugeln mit dem Thema »Identität« die Sache wieder fallengelassen hat: zu kopflastig, nichts für die breite Anhängerschaft und die *militants*, die die Arbeit an der Basis machen, zu uneindeutig, letztlich zu unpolitisch, das heißt zu unklar in bezug auf die Frage »Wer wen?« (Lenin dixit).

Eine Symbolpolitik, die sich, wie die der Identitären, an den Aktionsformen der Achtundsechziger orientiert, hat nur dann einen politischen Gehalt, wenn sie ein geeignetes Publikum – also eines, das mindestens interessiert, besser noch wohlwollend ist – findet. Wenn nicht, dann bleibt eine solche Strategie kontraproduktiv und bindet sinnlos Kräfte. Denn selbst wenn es auf diesem Weg gelingen sollte, den Kreis der Unbedingten zu erweitern, auf die »Mitte« kann man keinen Einfluß ausüben, und auf diesen Einfluß kommt es an. Das zu akzeptieren fällt dem Befürworter der Akzeleration natürlich schwer, weil er von der Notwendigkeit der Tat mit großem »T« überzeugt ist, weil er den Schmerz über die Dekadenz unerträglich findet und seine Verachtung der Unbewegten einen Grad erreicht hat, der ihn deren Haltung moralisch verwerflich erscheinen läßt. Umgekehrt traut er der Einsatzbereitschaft und der Willensanstrengung seiner Minderheit fast alles zu.

Vor allem dieser Voluntarismus ist dem Konzepter suspekt. Er vermutet dahinter den gleichen utopischen Wunsch, der auch den Gegner beherrscht, nämlich, »daß das Leben keine Bedingungen haben sollte« (Gehlen dixit). Für diese Bedingungen interessiert sich die vierte Gruppe am stärksten, was auch eine Temperamentsfrage sein mag, aber nicht nur. Es sind zuerst einmal in der Sache selbst liegende Ursachen, die es nahelegen, die Arbeit an den Grundlagen fortzusetzen. Dazu gehört vor allem die theoretische Schwäche der intellektuellen Rechten. Gemeint ist nicht, daß man es hier mit Dummköpfen zu tun hat, aber eben mit einer unliebsamen Konsequenz jener »nominalistischen« (Mohler dixit) Lagerung des konservativen Denkens, das lieber das Konkrete-Einzelne angeht als das Große-Ganze. Faktisch hat es seit den 1960er Jahren keine umfassende Anstrengung von dieser Seite gegeben, so etwas wie einen ideologischen Gesamtentwurf zu schaffen, und selbst wenn man von den Problemen absieht, die es aufwirft, daß Generation für Generation durch die Begrifflichkeit des Gegners in ihren Vorstellungen bestimmt wird und die Faktenkenntnisse in einem dramatischen Tempo schwinden, bleibt es doch dabei, daß das Hauptproblem an diesem Punkt liegt: Wir haben keine »Politik«, kein Manual, auf das man jeden hinweisen, das man dem Interessierten in die Hand drücken kann und das den Schwankenden überzeugen würde.

Immerhin haben wir eine Zeitung, die als aktuelles Nachrichtenorgan unverzichtbar ist und die Geschehnisse aus unserer Sicht kommentiert, und ein Institut, das aus eigener Kraft mehr zustande gebracht hat, als sämtliche Stiftungen, Vorfeldorganisationen und Gesprächszirkel im Umfeld der bürgerlichen Parteien. Aber das sind nur erste Schritte, mühsam genug, dauernd gefährdet, nicht zuletzt durch die Mühsal und den Mangel an eindrucklichen Erfolgen. Es ist verständlich, daß das den einen oder anderen irre werden läßt an dem eingeschlagenen Weg und er nach Abkürzungen sucht, aber Metapolitik – denn darum handelt es sich für die vierte Fraktion – ist nur so und nicht anders zu treiben. In Abwand-



»Notwendig ist die Selbstverständigung über die eigene politische und kulturelle Identität. Identitätsfragen im engeren wie im weiteren Sinn werden das 21. Jahrhundert bestimmen, und solange es den Konservativen nicht gelingt, ihre Identität hinreichend gegen andere abzugrenzen, werden sie ohne Einfluß bleiben.«

Karlheinz Weißmann:  
*Das konservative Minimum*, S. 85/86



*Ruhig planen, Möglichkeiten abwägen, in der Lage leben – Konservative vor dem Abflug*

lung einer berühmten Formel Max Webers kann man sagen »Metapolitik ist das langsame, geduldige Bohren dicker Bretter«. Selbstverständlich ist das nicht jedermanns Sache, begeistert das nur wenige, möchten die anderen »etwas machen«, wollen es »spannend«, »prickelnd« oder »sexy«, aber die Erfahrung, die große konservative Lehrerin, zeigt doch, daß nur die Verfügung über eine hinreichend gesicherte Faktenbasis und Klarheit der Kernbegriffe etwas bewirken kann. Etwas bewirken kann, nicht muß, das heißt: eine solche Arbeit setzt die Auffassung voraus, daß das, was da getan wird, in jedem Fall getan werden sollte, weil es das Richtige zur Kenntnis bringt und zu verbreiten sucht.

Selbstverständlich wird diese Tätigkeit nicht als Selbstzweck betrachtet, es bleibt das Ziel, mit den eigenen Überzeugungen auf die der anderen zu wirken. Der Linken ist das mehrfach gelungen – 1789 genauso wie 1968 –, aber nicht wegen der Macht ihrer Verschwörungen oder der Güte ihrer Einfälle, sondern weil die Lage günstig war. »Erkenne die Lage« (Schmitt dixit) ist die erste Forderung, die erfüllen muß, wer Einfluß gewinnen will. Und die Lage, die deutsche Lage, spricht jedenfalls dagegen, daß irgendeine schweigende Mehrheit nur auf die Einrede oder Ermutigung der rechten Minderheit wartet, um endlich zu sagen, was sie immer sagen wollte. Die Stellung einer Partei wie der »Alternative für Deutschland« ist insofern symptomatisch. Dieser Versuch, den gesunden Menschenverstand zu organisieren, setzt auf die Mobilisierung der oben erwähnten Mitte, was angesichts der bestehenden Kräfteverhältnisse die einzig denkbare Option für ein anderes politisches Handeln ist. Was passiert, sobald diese Mobilisierung gelingt, steht auf einem ganz anderen Blatt, hängt wesentlich davon ab, ob sich die Entwicklung zuspitzt oder nicht. Sollte eine Zuspitzung erfolgen, wird das zwangsläufig zu einer Polarisierung führen und das heißt notwendig dazu, daß der Blick auch wieder auf die Rechte fällt und die Frage gestellt werden wird, ob sie etwas anzubieten hat, jenseits von Nostalgie, apokalyptischer Sehnsucht, Wünschbarkeiten und Parolen. Der Konservative als »Mann der Krise« (Molnar dixit) kann dann Gehör finden, aber den Prozeß, der bis zu diesem Punkt führt, kann er nicht selbst einleiten und nur bedingt vorantreiben, denn es handelt sich um das Ergebnis des Handelns und Unterlassens der Mächtigen, mithin seiner politischen und ideologischen Gegner. Deshalb wird man sich in Geduld fassen müssen. – Daß Geduld eine konservative Tugend ist, liegt auf der Hand, aber man unterschätze nicht ihr Umsturzpotential.

»Es dürfte das Auftreten der ›Neuen demokratischen Rechten‹ zu Anfang und Mitte der neunziger Jahre der erste Fall gewesen sein, daß sich eine erkleckliche Zahl von Intellektuellen der Union als Avantgarde zur Verfügung stellte. Aber die Union schlug dieses Angebot nach kurzem Zögern aus.«

Karlheinz Weißmann:  
*Das konservative Minimum*, S. 75



# Scherbenlese – eine destruktive Vorarbeit

von Manfred Kleine-Hartlage

Es fällt schwer, sich im eigenen Land nicht fremd zu fühlen, und paradoxerweise fühlt man sich um so fremder, je mehr man sich mit diesem Land, seinem Volk, seiner Kultur und Geschichte identifiziert. Das Gefühl von Fremdheit hat zwar auch mit der massenhaften Anwesenheit von Fremden zu tun – vor allem aber damit, daß man an der Masse der Deutschen vorbeiredet, wenn man eine Position rechts von dieser Masse vertritt.

Unsere Mitbürger verstehen uns um so weniger, je gebildeter sie sind. Dies ist frappierend, denn normalerweise beinhaltet Bildung die Fähigkeit, auch solche Meinungen zu verstehen, die man selbst nicht teilt. Eine Verständigung zwischen einem Rechten und einem Linken oder auch nur Liberalen ist schwieriger zu erzielen als zwischen einem Eskimo und einem Buschmann: Letztere wissen wenigstens, daß sie unterschiedliche Sprachen sprechen. Deutsche unterschiedlicher politischer Richtungen benutzen dieselben Wörter, meinen aber jeweils etwas völlig anderes damit.

Rechte verstehen Worte wie »Vielfalt« oder »demographischer Wandel« bestenfalls als Euphemismen, schlimmstenfalls als Drohungen. Umgekehrt wirken die ihnen entsprechenden rechten Vokabeln, »Überfremdung« und »Volkstod«, auf einen Liberalen mindestens befremdlich und verdächtig. Die Rechte kann sich nicht verständlich machen, weil innerhalb der meinungsbildenden Eliten westlicher Gesellschaften über politische und gesellschaftliche Fragen praktisch nur noch in Begriffen gesprochen wird, die aus liberaler und sozialistischer Tradition stammen. Die Verdrängung der Rechten aus diesen Eliten vollzog sich in einem jahrzehntelangen, schleichenden Prozeß, bei dem gezielte Personalpolitik eine ebenso große Rolle spielte wie die Tatsache, daß der Sieg einer liberalen und einer kommunistischen Macht im Zweiten Weltkrieg politische Fakten geschaffen hatte, deren normative Kraft tief in die Gesellschaft hineinreichte, im Westen übrigens mehr als im Osten.

Durch den Wegfall des konservativen Gegengewichts zu liberaler und sozialistischer Ideologie verdichteten sich deren gemeinsame Grundannahmen, das heißt das aufklärerische Paradigma, zu einer Metaideologie, die bestimmt, was überhaupt als ideologisch akzeptabel gilt. Die Leitgedanken dieses Paradigmas sind zu Selbstverständlichkeiten geworden: Den meisten Menschen, sogar solchen, die sich als »Konservative« verstehen, ist nicht bewußt, daß ihr politisches Denken auf Prämissen basiert, die ideologische Konstrukte darstellen und nicht nur hinterfragbar, sondern auch buchstäblich frag-würdig sind.

Zu diesen unbewußten Prämissen, ohne die die vorherrschenden linken und liberalen Ideen in der Luft hängen würden, gehören die miteinander zusammenhängenden Vorstellungen:

- ♦ Gesellschaft sei von Menschen gemacht und daher willkürlich veränderbar,



Manfred Kleine-Hartlage: *Die liberale Gesellschaft und ihr Ende. Über den Selbstmord eines Systems*, 232 S., Schnellroda 2013. 19 €

»In dem Maße, wie die Metaideologie ihr Monopol festigt, sind ihre Anhänger schlechterdings außerstande, sich vorzustellen, daß es politische Ideologien geben könnte, die nicht auf die Verwirklichung eines utopischen Projektes abzielen, das die gesamte Gesellschaft einem einzigen Leitgedanken unterwirft.«

Manfred Kleine-Hartlage: *Die liberale Gesellschaft und ihr Ende*

- ◆ voraufklärerische Wertorientierungen seien gegenüber rational abgeleiteten minderwertig,
- ◆ demgemäß sei der gesunde Menschenverstand, in dem sich die evolutionär bewährten Lösungen des grundlegenden Bestandsproblems von Gesellschaft verdichten, ideologisch fundierten Gesellschaftskonzeptionen a priori unterlegen, weswegen er auch die Domäne des »Stammtischs« sei,
- ◆ gesellschaftliche Strukturen seien repressiv und daher zu verwerfen, sofern sie nicht ein Maximum an individuellem und kollektivem Gestaltungsspielraum gewährten (also praktisch immer, sofern es sich überhaupt um Strukturen handelt),
- ◆ eine Natur des Menschen, die der Verwirklichung emanzipatorischer Ideale entgegenstünde, existiere nicht,
- ◆ Fortschritt bestehe in der Befreiung von vorgefundenen Bindungen,
- ◆ die Geschichte kenne mithin ein Ziel, mindestens aber eine Richtung – womit durch die Hintertür eben doch wieder eine »Natur« des Menschen postuliert wird, nämlich eine utopiekompatible –,
- ◆ wer diese Natur nicht habe und an traditionellen Wertorientierungen festhalte, sei daher pervers,
- ◆ wer gegen den »Fortschritt« sei, sei dies nicht aus Einsicht in bestimmte objektive Zusammenhänge, sondern aus dem bösen Willen, den »Fortschritt« zu behindern,
- ◆ die Alternative zum jeweiligen Stand der Zivilisation sei nicht der Rückfall in die Barbarei, sondern der Fortschritt zum Paradies,
- ◆ und unwahr sei nicht, was der empirischen Wirklichkeit, sondern was diesen Axiomen widerspreche, deren »Wahrheit« sich durch die Verwirklichung einer auf ihnen beruhenden Gesellschaft erweisen werde.

Eine solche Ideologie negiert von vornherein den Wert vorgefundener, also nicht bewußt erfundener und rational konzipierter Orientierungen, insbesondere die Bindungen an Familie, Volk, Tradition, Religion und überlieferte Autorität. Politisches Denken auf solcher Grundlage kann gar nicht anders, als ein Programm der Destruktion hervorzubringen, dem nach und nach die elementaren Grundlagen der Gesellschaft zum Opfer fallen. Zwar zitieren auch liberale Autoren bisweilen noch das Böckenförde-Diktum, wonach der liberale Staat von Voraussetzungen lebe, die er selbst nicht garantieren könne, aber sie durchschauen seine Tragweite nicht. Insbesondere ist ihnen meist nicht klar, daß die Zerstörung von Bindungen gleichbedeutend ist mit der Zerstörung der Voraussetzungen der Freiheit, und daß die Zersplitterung, die Atomisierung der Gesellschaft Probleme erzeugt, die dann zunehmend nur mit repressiven, am Ende totalitären, in jedem Falle aber illiberalen Mitteln unter Kontrolle gehalten werden können.

Die aufklärerische Idee, wonach die Geschichte eine Richtung kenne, hat insofern und aus denselben Gründen einen wahren Kern, als auch die physikalische Welt eine immanente Richtung kennt, nämlich die Richtung zunehmender Entropie, das heißt zunehmender Strukturlosigkeit. In demselben Sinne, wie physikalische Systeme auf die Dauer nur durch Energiezufuhr von außen stabil gehalten werden können, fordern die durch Aufklärung in Gang gesetzten sozialen Zersetzungsprozesse autoritäre »Lösungen« heraus, bei denen die schwindende Eigenstabilität des Systems durch gewaltsame Stabilisierung von außen und oben ersetzt wird. Nicht die Freiheit als solche, wohl aber eine aus ideologischen Gründen immer weiter getriebene Liberalisierung ebnet den Weg zur Knechtschaft.

Die Kernannahmen dieser Metaideologie werden kaum jemals als solche explizit propagiert. Die meinungsbildenden Eliten streuen sie ins Volk, indem sie bis weit in die Populärkultur hinein jede erdenkliche politische und gesellschaftliche Frage unter Gesichtspunkten behandeln, die die Gültigkeit dieser Annahmen implizit voraussetzen. Dadurch, daß sie nicht thematisiert werden, sondern als Voraussetzungen gelten, werden sie zu Selbstverständlichkeiten. Der herrschende Diskurs entwickelt aus diesen falschen Prämissen ein immer engmaschigeres Netz von falschen, einander aber zirkulär bestätigenden Wirklichkeitsbeschreibungen, und die Gesellschaft, die sich in diesem Netz aus irrationalen Annahmen verfängt, verliert dadurch zunehmend ihre Fähigkeit, Probleme zu lösen.

Der politischen Rechten, die einen Gegendiskurs zu etablieren sucht, fehlt aufgrund ihrer sozialen und politischen Marginalisierung der kul-

»Das Denken von der Utopie her erzwingt eine systematisch pathologisch verzerrte Wahrnehmung der Wirklichkeit: Da seine Prämissen fiktiv sind, muß eine auf ihnen beruhende Politik zwangsläufig zu unerwarteten und ideologieimmanent unerklärlichen Folgeproblemen führen. Da die Metaideologie aber durch moralische Überhöhung der Kritik entzogen ist, läßt sie nur zwei Problemanalysen zu: Erstens, daß die Utopie eben noch nicht hinreichend verwirklicht sei und erst recht verfolgt werden müsse; zweitens, daß die Kritiker der utopistischen Metaideologie schuld an den von dieser verursachten Problemen seien und deshalb unterdrückt werden müßten.«

Manfred Kleine-Hartlage:  
*Die liberale Gesellschaft und ihr Ende*

turelle Resonanzboden, der ihren Themen Plausibilität und Respektabilität verleihen würde. Sie macht es sich aber auch selbst schwer, indem sie sich in traditionellen, meist mehr oder weniger religiös fundierten Begriffen artikuliert, die sie selbst für unmittelbar einleuchtend und daher nicht weiter begründungsbedürftig hält. Eine darauf aufbauende Argumentationsstrategie verfängt zwar dort, wo immer noch der gesunde Menschenverstand herrscht, das heißt in den Teilen der Gesellschaft, in denen das gleichsam instinktive Wissen um die Grundlagen der politischen Ordnung und der Gesellschaft noch intakt ist. Dies sind aber gerade nicht die Eliten.

Gegenüber diesen Eliten, denen solche Begriffe eben nicht mehr einleuchten, ist die traditionelle Sprache der Rechten unangemessen. Die Kommunikationsstörung ist programmiert. Der etablierte »Konservatismus«, namentlich der Unionsparteien, sucht in dieser Situation sein Heil darin, einen Gegendiskurs gar nicht mehr zu versuchen und Kritik an linker und liberaler Ideologie überhaupt nicht mehr als grundsätzliche, sondern bloß noch als relativierende Kritik zu üben, die darauf abzielt, das Zerstörungswerk der Linken zwar zu bremsen, aber nicht mehr zu verhindern.

Andere Teile des konservativen bis rechten Spektrums bevorzugen den Rückzug ins *juste milieu* der Rechtgläubigen und Gleichgesinnten, in die Wagenburg der gemeinsamen Trothaltung, ins Kartell des gegenseitigen Schulterklopfens, und ergehen sich dort entweder im Gejammer von Verlierern oder in illusionärem Autismus, bis die Zeit endgültig über sie hinweggeht.

Wenn aber die Diagnose richtig ist, daß unsere Kommunikationsprobleme vor allem darin ihre Ursache haben, daß weite Teile der Gesellschaft eine falsche Ideologie als Selbstverständlichkeit verinnerlicht haben; wenn wir ferner bedenken, daß der Gegensatz zwischen dieser Ideologie und der Wirklichkeit für jedermann wahrnehmbar ist, daß die herrschenden Eliten deswegen immer mehr zur Repression greifen müssen, und daß sich darin ihre Achillesferse offenbart – dann ist die Schlußfolgerung unabweisbar, daß ein rechter Gegendiskurs polemisch gegen diese falsche Ideologie, ihre Implikationen und die sie vertretenden politischen Kräfte geführt werden muß.

Es genügt nicht, auf den eigenen ewigen Wahrheiten zu beharren und der Gegenseite die Unfairneß ihrer Methoden vorzuwerfen. Es genügt auch nicht, ihre aus der Utopie abgeleiteten Wahrheitsansprüche einfach (also letztlich durch Ignorieren) zu negieren, man muß sie dialektisch negieren: Man muß die feindliche Ideologie kompromißlos und bis in ihre Fundamente hinein kritisieren, indem man zeigt, daß und warum die herrschende Metaideologie, sofern die Gesellschaft sich von ihr leiten läßt, mit Notwendigkeit nicht etwa eine bloß unvollkommene Version der von ihr postulierten Ziele verwirklicht, sondern deren Gegenteil. Erst auf der Basis dieser notwendig destruktiven Vorarbeit (bei der man allerdings die sichtbare Realität zum Verbündeten hat) können die eigenen Themen und Begriffe wieder Plausibilität gewinnen. Gerade für den, der sich strategisch in der Defensive befindet, gilt das Prinzip, daß Angriff die beste Verteidigung ist.

An dieser Stelle sei nicht unterschlagen, daß eine solche Strategie der Rechten in ein Dilemma führt: Die Bindung an Gott, das Volk, das Vaterland, überhaupt an traditionelle Werte verliert an normativer Kraft in dem Maße, wie sie nicht als Selbstverständlichkeit, sondern als Ergebnis der Kritik an einem Gegenentwurf, als Kritik der Kritik, als Aufklärung über die Folgen der Aufklärung bejaht wird. Was aufgrund eines Arguments bejaht wird, kann potentiell immer auch verneint werden, während das Selbstverständliche gar nicht erst bejaht werden muß. Kritik ist dialektische Negation, das heißt, sie enthält in sich auch das Negierte.

Die »Wagenburg-Konservativen« haben insofern instinktiv einen wichtigen Gesichtspunkt erfaßt: Eine Gesellschaft, die auf der Basis rechter Kritik an aufklärerischer Ideologie rekonstituiert wird, gleicht einem aus Scherben wieder zusammengeklebten Tongefäß, das naturgemäß nicht dieselbe Stabilität wie das unversehrte Original haben kann. Daß man eine zerbrochene Gesellschaft genausowenig in den Zustand der Unversehrtheit zurückversetzen kann wie eine zerbrochene Vase, ist freilich kein Argument, sie nicht wenigstens wieder zusammenzukleben.

»Was durch die Aufklärung einmal zerstört ist, kann nicht wiederhergestellt werden. Es führt kein Weg hinter die Aufklärung zurück, es sei denn um den Preis des Vergessens durch Barbarisierung oder Repression.«

Manfred Kleine-Hartlage:  
*Die liberale Gesellschaft  
und ihr Ende*

Literaturhinweise:

Manfred Kleine-Hartlage: *Warum ich kein Linker mehr bin*, Schnellroda 2012;

Martin Lichtmesz: *Die Verteidigung des Eigenen*, Schnellroda 2010;

James Kalb: *The Tyranny of Liberalism: Understanding and Overcoming Administered Freedom, Inquisitorial Tolerance, and Equality by Command*, Wilmington 2008;

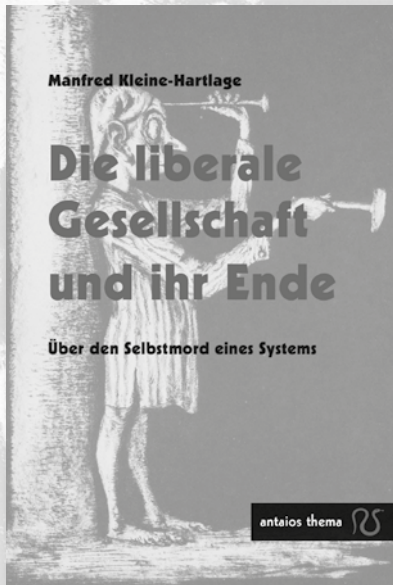
Harald Seubert: *Jenseits von Sozialismus und Liberalismus: Ethik und Politik am Beginn des 21. Jahrhunderts*, Gräfelting 2011;

Arnold Gehlen: *Moral und Hypermoral*, Frankfurt a.M. 1970.



# Manfred Kleine-Hartlage

## Dreimal bei Antaios



### Die liberale Gesellschaft und ihr Ende

#### Über den Selbstmord eines Systems

232 Seiten, gebunden, 19 €  
Schnellroda 2013

Die äußeren Feinde unserer Nation hat Kleine-Hartlage in drei Büchern beschrieben. Nun analysiert er die Selbstzerstörung des liberalen Systems, seine Verteidigungsschwäche und kulturelle Infragestellung. Kleine-Hartlage gibt eine skeptische Prognose: Ein System, das nur noch innerhalb seiner wirklichkeitsfernen Denkmuster argumentiert, kann keine Lösungen formulieren. Es lebt von Voraussetzungen, die es selbst nicht schaffen kann. So wird es zur Beute für nicht-liberale, aggressive Gegenentwürfe.



### Warum ich kein Linker mehr bin

96 Seiten, gebunden, 8.50 €  
Schnellroda 2012



### »Neue Weltordnung« Zukunftsplan oder Verschwörungstheorie?

96 Seiten, gebunden, 8.50 €  
Schnellroda 2011

VERLAG  ANTAIOS

Rittergut Schnellroda · 06268 Steigra  
Tel/Fax: (034632) 9 09 41 · e-Post: [vertrieb@antaios.de](mailto:vertrieb@antaios.de)  
[www.antaios.de](http://www.antaios.de)

# Vom Unbehagen an der Natur

von Siegfried Gerlich

Weitsichtig stellte Arnold Gehlen seiner anthropologischen Definition, daß der Mensch »von Natur ein Kulturwesen« sei, den normativen Imperativ zur Seite, der natürliche Antriebsüberschuß müsse durch kulturelle Institutionen gebunden und »in Form gebracht« werden, da nur so der Mensch überhaupt »leben«, nämlich »sein Leben führen« könne. Dieses ausbalancierte Menschenbild wurde indessen von den sexuellen und feministischen Emanzipationsbewegungen verworfen und polarisierend aufgespalten, sodaß sie haltlos vom biologistischen ins konstruktivistische Extrem verfielen.

Mit der Diagnose eines »Unbehagens in der Kultur« erweckte bereits Sigmund Freud romantische Hoffnungen auf die heile Natur des Menschen wieder zum Leben, denen der Gründer der Psychoanalyse selbst freilich nicht erlag. Zwar führte Freud die »moderne Nervosität« auf die kulturelle Sexualmoral seiner Epoche zurück und warb für deren Ermäßigung, doch forderte er nie die Abschaffung zivilisatorischer Zwänge, denn die polymorphe Perversität und latente Todessüchtigkeit der menschlichen Triebnatur stand ihm stets vor Augen. »Thanatos« hatte den längeren Atem als »Eros«: dieser war weniger ein Aufhalter als ein »Trabant des Todes«, dem alles Leben unweigerlich zustrebte.

Freuds marxistischer Schüler Wilhelm Reich hingegen, der in solchem anthropologischen Pessimismus nur eine reaktionäre Ideologie sehen konnte, suchte das Lustwesen Mensch unerschrocken von der »sexuellen Zwangsmoral« der patriarchalischen Zivilisation zu befreien. Es galt, die »emotionale Pest« der »lebenslänglichen Zwangsehe« zu bekämpfen und zumal den »autoritären Charakterpanzer« des deutschen Untertans, wie er in den Neurosen der Familie und den Perversionen des Faschismus zutage trat, durch die »Funktion der Orgasmus« lebensrevolutionär zu sprengen. Zur effektiveren Behandlung der durch sexuelle Energiestauungen verursachten seelischen Erkrankungen entwickelte Reich gegen die psychoanalytische Redekur eine körperorientierte »Vegetotherapie«, bis er schließlich im »Orgon« die kosmische Lebensenergie schlechthin entdeckte und, von ihrem großen Strom durchflutet, in Schizophrenie versank.

Auch die späterhin von Herbert Marcuse ausgerufene sexuelle Revolution hob auf eine Emanzipation des »Lustprinzips« vom Naturzwang der Fortpflanzung wie vom Leistungszwang des kapitalistischen »Realitätsprinzips« ab. Allerdings war dieser philosophisch ambitioniertere Linksfreudianismus frei von allem naiven Biologismus: anders als Reich, der auch homosexuelle und perverse Anomalien als Sackgassen zurückgestauter Libidoströme diagnostizierte und heteronormativ therapierte, suchte Marcuse die infantilen Partialtriebe gerade von ihrer genitalen Hegemonie zu befreien, um ein erotisch-ästhetisches Zeitalter einzuläuten, welches im Zeichen von Narziß und Orpheus stehen würde. Der allmählich heraufziehende libertäre Hedonismus indessen raubte der ersehnt-

Dieser Text ist der erste einer auf drei Teile angelegten Auseinandersetzung Siegfried Gerlichs mit den sexuellen Auflösungstendenzen unserer Zeit. Die Teile 2 und 3 erscheinen im Oktober- und Dezemberheft.

»Die Urbilder des Orpheus und Narziß versöhnen Eros und Thanatos. Sie rufen die Erinnerung an eine Welt wach, die nicht bemeistert und beherrscht, sondern befreit werden sollte. Die klassische Tradition setzt Orpheus mit der Einführung der Homosexualität in Verbindung. Wie Narziß protestierte er gegen die unterdrückende Ordnung der zeugenden Sexualität.«

Herbert Marcuse: *Triebstruktur und Gesellschaft. Ein philosophischer Beitrag zu Sigmund Freud*, Frankfurt a.M. 1982 (1955)



ten Kulturrevolution ersichtlich alle sexuellen Energien und rechtfertigte letztlich nur die spätkapitalistische Konsumgesellschaft. Mit der »repressiven Toleranz« brachte Marcuse seine Enttäuschung auf einen Begriff, mit dem sich die Ahnung verdrängen ließ, daß die utopischen Kräfte des Eros nur eine rousseauistische Chimäre waren.

Anders als die deutschen Sexualrevolutionäre hielten sich die französischen Erotomanen weniger an die aufklärerischen Wunschbilder Rousseaus als an die finsternen Wahrheiten de Sades. Der Religionsanthropologe Georges Bataille zielte mit seiner abgründigen Beschwörung eines »heiligen Eros« denn auch nicht auf eine sexuelle Revolutionierung der Gesellschaft, sondern lediglich auf eine erotische Revolte des Einzelnen, der in der Überschreitung aller konventionellen Sozialität zu seiner existenziellen Souveränität zurückfinden sollte. Vom geistigen Erbe Batailles wiederum zehrte der Herr und Meister der französischen Psychoanalyse, Jacques Lacan, dessen unorthodoxe Lehre bereits alle Leitmotive des Poststrukturalismus keimhaft in sich trug. Unerbittlich auf dem Todestrieb beharrend, der sich ihm gerade in den intensivsten Übersteigerungen und exzessivsten Entgrenzungen des Lebens offenbarte, verwies Lacan alle erotischen Utopien in das trügerische Reich des »Imaginären«. Dem immer schon in die »symbolische Ordnung« einer Kultur eingelassenen und durch sie »dezentrierten Subjekt« war ein Zurück-zur-Natur verwehrt, denn jede Begegnung mit dem »unmöglichen Realen« durchbrach die schützenden Grenzen der sprachlich konstituierten »Realität« und führte zu einem traumatischen Genießen, wenn nicht geradewegs in die Psychose.

Provoziert durch diese gegenrevolutionären Mahnungen, warteten der linkslacanianische Psychiater Félix Guattari und der linksnietzscheanische Philosoph Gilles Deleuze mit einer kühnen Apologie des Wahnsinns auf, um das Projekt der sexuellen Revolution doch noch zu retten. Hierfür brachten sie Mensch und Technik erotisch fusionierende »Wunschmaschinen« in Stellung, die nicht nur den kapitalistischen Rationalismus, sondern den abendländischen Familialismus insgesamt in einem schizophrenen Delirium zum Schmelzen bringen sollten. Da die Erstarrung in der Neurose, deren Kulturgeschichte vom mythischen Ödipus bis zum modernen Ödipuskomplex reichte, nur durch die Erregungsströme der Psychose aufgelöst werden konnte, mußte die Psychoanalyse in eine »Schizoanalyse« transformiert werden; diese griff einerseits noch auf die naturalistische Sexualpolitik Reichs zurück, stieß aber andererseits bereits zu einer futuristischen Genderpolitik vor.

Bei aller Solidarität mit solchem Anarcholibertinismus warf der Diskurs- und Machtanalytiker Michel Foucault gleichwohl einen bösen Blick auf die auch von Deleuze und Guattari noch aufrechterhaltene freudomarxistische »Repressions-Hypothese«, derzufolge eine vermeintlich natürliche Sexualität gesellschaftlich unterdrückt werde und befreit werden müsse. Gerade die kulturellen Auswirkungen der Reichschen Sexualrevolution belehrten Foucault darüber, daß die vielgeschmähte Repression längst nachgelassen hatte, um einer zeitgemäßerem Normierung des gesunden Liebeslebens mit festgesetzter Orgasmusfrequenz Platz zu machen. An die Stelle der »vertikalen« Herrschaft über die Körper und die Lüste, wie sie juridische und pastorale Mächte ausgeübt hatten, trat deren »horizontale« Vermachtung in medizinischen, psychologischen und soziologischen »Macht-Wissens-Dispositiven«, die den Gesamtkomplex der »Sexualität« allererst hervorbrachten. Vor diesen »biopolitischen« Kontrollmechanismen der modernen »scienza sexualis« suchte Foucault philosophisch Zuflucht zur »ars erotica« der alten Griechen und ihrer Knaben; persönlich flüchtete er sich in die Anonymität von Darkrooms, um in Promiskuität und Perversion die Entgrenzung seiner als Zwang empfundenen Identität zu erfahren. Dabei brachte ihm sein obsessiver Erotismus nicht zuletzt die Erfahrung des »Todes Gottes« ein, dem er als »antihumanistischer« Nietzscheaner den »Tod des Menschen« folgen ließ. Weder Gott, noch der Mensch, noch die Natur umriß mehr die Grenzen dieses nunmehr durchaus heillosen Eros, und so wurde die »Überschreitung«, die für Bataille noch ein anthropologischer Ausnahmezustand war, für Foucault zur nihilistischen Regel, der er bis zum Tod durch Aids gehorsam blieb.

Von einer Desillusionierung des revolutionären Naturalismus zu einem subversiven Nihilismus, wie sie die Geschichte der sexuellen Befreiung begleitete, blieb indessen auch die Befreiungsgeschichte der Frau nicht

»Die Lust wäre verächtlich, wenn sie nicht diese irre Entgrenzung wäre, die nicht allein der sexuellen Ekstase vorbehalten ist, die vielmehr die Mystiker verschiedener Religionen in der gleichen Weise gekannt haben. So müssen wir das Sein in der Föhlung des Todes suchen, in den unerträglichsten Augenblicken, in denen wir zu sterben scheinen, weil das Sein in uns nur noch Exzeß ist, wenn die Fülle des Schreckens und die Fülle der Freude zusammenfallen.«

Georges Bataille: *Die Erotik*, München 1994 (1957)

»Die moderne Sexualität ist nicht dadurch charakterisiert, daß sie – von Sade bis Freud – die Sprache der Vernunft oder der Natur gefunden hat, sondern dadurch, daß sie durch die Gewalt dieser Diskurse »denaturalisiert« wurde – in einen leeren Raum geworfen, wo sie ein Jenseits nur in der Raserei findet. Im Exzeß wird in einer einzigen Erfahrung die Verbindung des Todes Gottes mit der Sexualität offenbar. Was eine strenge Sprache von der Sexualität her aussagen kann, ist nicht das natürliche Geheimnis des Menschen, seine ruhige anthropologische Wahrheit, sondern dies, daß er ohne Gott ist.«

Michel Foucault: »Vorrede zur Überschreitung« (1963), in: (ders.): *Von der Subversion des Wissens*, hrsg. von Walter Seitter, München 1974



Jean Delville, *Das Idol der Perversität* (1891)

»Sexualität ist eine weit dunklere Macht, als der Feminismus zugeben möchte ... Die Frau ist das überlegene Geschlecht. Die sexuelle Strahlung der Frau hat die Männer seit Delila und der schönen Helena in Bann geschlagen und zugrunde gerichtet. Der Körper der Frau ist ein Labyrinth, in dem der Mann sich verirrt. Für den Mann ist jeder Geschlechtsakt eine Rückkehr zur Mutter und die Kapitulation vor ihr. Männerbund und Patriarchat waren die Rückzugsbastionen, in welche Männer hineingezwungen wurden von der gefürchteten Macht der Frau, ihrer Unergündlichkeit, ihres archetypischen Pakts mit der chthonischen Natur.«

Camille Paglia: *Die Masken der Sexualität*, Berlin 1992; *Der Krieg der Geschlechter*, Berlin 1993

verschont. In den heroischen Zeiten eines essentialistischen oder gynozentrischen Feminismus wurde lebensphilosophisch, biologistisch und spiritualistisch das »ganz Andere« der Frau angemahnt, um deren lebendige Dissoziations- oder Regenerationskräfte gegen die phallogozentrische Rationalität des Mannes und seine tote Dingwelt freizusetzen: Mary Jane Sherfey erforschte die patriarchalisch gebändigte Orgasmuspotenz der Frau und Christina von Braun den Gebärneid des Mannes; Hélène Cixous unterlief die binäre männliche Logik des abendländischen Diskurses, während Luce Irigaray dem sich entziehenden Weiblichen mystisch nachspürte; Heide Göttner-Abendroth fahndete nach blut- und bodenständigen Matriarchaten, wogegen Camille Paglia im Bunde mit de Sade und Nietzsche einen neuheidnischen Geschlechterkrieg entfesselte. Der überzogene Anspruch jedoch, eine radikale Umwertung der männlichen Werte zugunsten der Höherwertigkeit des Weiblichen zu vollziehen, verurteilte die prinzipienfesten Differenzfeministinnen zum Scheitern, und so blieb es den pragmatischen Egalitätsfeministinnen vorbehalten, den Marsch durch die Institutionen anzutreten und die Frauenemanzipation um den Preis eines Weiblichkeitsopfers an die Männergesellschaft zu erkämpfen. Charakteristischerweise ging es dabei weniger um die Gleichwertigkeit der differenten Geschlechter als um ihre männlich uniformierte Gleichheit.

Schon Simone de Beauvoir, die es leid war, die Frau immer nur als das »andere Geschlecht« negativiert und mystifiziert zu sehen, erkannte das Haupthindernis der Emanzipation der Frau nicht in ihrer fortwährenden Unterdrückung durch die patriarchalische Gesellschaft, sondern in der »Unterjochung des Körpers durch die Fortpflanzungsfunktion«, womit die biologisch unabänderliche »Versklavung der Frau durch die Gattung« zum Stein des Anstoßes wurde. Folgerichtig erhob daraufhin Shulamith Firestone das Postulat, die menschliche Reproduktion müsse durch künstliche Fortpflanzung ersetzt werden. Derart wurde die von Aldous Huxley ausgemalte Dystopie einer »schönen, neuen Welt«, in welcher die Menschen aus der Retorte gezüchtet werden und die Frauen sich voller Abscheu jener barbarischen Zeiten erinnern, als sie noch unter Menstruation und Mutterschaft zu leiden hatten, als feministische Utopie dargeboten.

Allerdings konnte nur durch die Leugnung der natürlichen Geschlechterdifferenzen kaschiert werden, daß sich die politisch erfolgreiche Frauenemanzipation ganz im Sinne des fanatischen Antifeministen Otto Weininger vollzog: als »Emanzipation des Weibes vom Weibe«. Diese Verdrängungsarbeit sollte der Genderfeminismus leisten, der den »männlichen Protest« des Egalitätsfeminismus gegen die in der *conditio femina* selbst liegende narzißtische Kränkung unter Vorspiegelung von Geschlechtsneutralität weiter verschärfte. Hatte de Beauvoir die Differenz von natürlichem Geschlecht und kultureller Geschlechterrolle noch aufrechterhalten, so neutralisierte Judith Butler mit Foucaultschen Methoden selbst den biologisch evolutionierten Sexualdimorphismus zu einem rein kulturell konstruierten Genderdualismus, da noch das, was intuitiv als »Natur« von Mann und Frau imponiert, durch phallogozentrische Normierungen und patriarchalische Repressionen produziert sei. Kulturelle Konditionierungen schienen den »kleinen Unterschied« der Geschlechterkörper nicht nur überformt und stilisiert, sondern deren unterschiedliche Materialität und Morphologie geradezu erschaffen zu haben. Humanbiologische Forschungen weitgehend ignorierend, wußte Butler ihre im schlechtesten Sinne idealistische Spekulation, allein eine dekonstruierbare »Zwangsheteronormativität« definiere die menschliche Zweigeschlechtlichkeit und diskriminiere eo ipso andere Geschlechter, zu einem gegen alle wissenschaftliche Empirie abgedichteten ideologischen Dogma zu verfestigen.



Politisch nur konsequent, sollte die Lesbenaktivistin Monique Wittig allen heterosexuellen Geschlechtsverkehr verfemen und sich noch das »heterosexistische« Wort »Frau« verbitten, um die »Lesbierin« zum »dritten Geschlecht« zu adeln.

Als der moderne Feminismus beschloß, nicht mehr das Patriarchat, sondern nurmehr dessen geschlechterdemokratisches Defizit zu beseitigen, begann er sich zu Tode zu siegen. Und der postmoderne Genderfeminismus setzte diesen tödlichen Siegeszug bis zur Selbstparodie fort, indem er sich die Beseitigung noch des randgruppendemokratischen Defizits jenes staatlich approbierten Feminismus selbst zur Aufgabe machte. Im Ergebnis stellte sich eine sanktionswütige Minoritätenparanoia ein, und diskurspolizeiliche Eingreiftruppen sorgen allenthalben für antidiskriminierungspolitische Korrektheit.

In der »kritischen Sexualwissenschaft« prägte Volkmar Sigusch die Begriffe »Neogeschlecht« und »Neosexualität«, um die aktuelle Normalität des Devianten zu bewerben und die Frage nach biologischen Dispositionen und psychischen Deformationen als anachronistisch zu blamieren. Gendergerecht interpretiert er minoritäre geschlechtliche Identitäten und sexuelle Orientierungen als Resultate individueller, selbstbestimmter Entscheidungen, mögen sie von den Betroffenen selbst auch als fremder, schicksalhafter Zwang erfahren werden. In der politisch korrigierten Psychiatrie wiederum finden sich pathologische »Perversionen« zu passablen »Paraphilien« verharmlost, sodaß der berüchtigte »faschistoide Charakter«, der in der sadomasochistischen Szene schon sein sexuelles coming out erleben durfte, nunmehr auch seine moralische Satisfaktionsfähigkeit wiederhergestellt sehen kann. Der radikale Genderismus aber fordert die Entdiagnostizierung und Entpathologisierung noch schwerster Störungen der Geschlechtsidentität und Sexualdifferenzierung. Hier stellen sich die »Transsexuellen«, welche die Bipolarität scharf umrissener Rollenklischees paradox beglaubigen, indem sie sich ihr »anderes Geschlecht« auf wenn auch künstlichem Wege aneignen, als eine geradezu konservative Gruppe dar. Eben dies verschafft ihnen den Argwohn der »Intersexuellen«, die auf der natürlichen Uneindeutigkeit ihres Hermaphroditismus beharren und sich allenfalls zur Nichtidentität eines »dritten Geschlechts« bekennen. Als progressivste Randgruppe präsentieren sich die »Transgenders«, die jegliche Form von Identität zurückweisen und die Vervielfältigung der Geschlechter und Sexualitäten im »queeren« Individuum anpreisen. Von solcher Hypersexualisierung in die Regression getrieben, nehmen sich wiederum die »Asexuellen« wie humanoide geschlechtslose Einzeller aus, die auf apathische Weise die Zweigeschlechtlichkeit unterlaufen.

Nachdem weder die unterdrückte Sexualität noch die unterdrückte Weiblichkeit ihr utopisches Versprechen halten konnte, mußte sich das Unbehagen in der Kultur unweigerlich zu einem Unbehagen an der Natur ausweiten. In der aggressiven Denaturierungspolitik aber, wie »Selfsex«-Programmatiker sie betreiben, kommt am Ende nur der perverse Wunsch nach einer artifiziellen »Selbstzeugung« des Menschen zum Vorschein, wie ihn einst das ohnmächtige Kleinkind in seinen autoerotischen Omnipotenzphantasien inszenieren mußte, um das narzißtische Doppeltrauma der Zeugungspotenz des Vaters und der Gebärdpotenz der Mutter abzuwehren. Entsprechend ist auch für den infantilisierten, durchgegenderten Erwachsenen, dessen Ressentiments sich so notorisch gegen Vater- und Mutterschaft wie gegen Ehe und Familie richten, die vielbeschworene »Autonomie« kaum mehr als ein narzißtischer Fetisch, der ihn vor der Herausforderung reifer »Selbstgesetzgebung« schützt.

Aus dem verlorenen Haufen einstmals diskriminierter sexueller Randgruppen hat sich längst eine politische Avantgarde rekrutiert, die ihrerseits die Diskriminierung der naturgegebenen Generationskräfte wie der sie kulturell hegenden Geschlechterordnungen betreibt. Subversiv und destruktiv gegen die anthropologischen Kernbestände aller Gemeinschaft, verhält sich der Genderismus um so affirmativer und konformistischer gegenüber den Auflösungs- und Entortungstendenzen einer Gesellschaft, in der Identitätsdiffusion und Bindungsstörungen bereits zur Normalpathologie flexibel gewordener Individuen gehören. Die Techno-Beats der Gay-, Queer- und Love-Parades sind die Herzschrittmacher eines kranken Neoliberalismus, der sich in Neogeschlechtern und Neosexualitäten exhibitivistisch zu Tode taumelt.

»Sexualität ist heute nicht mehr die große Metapher des Rausches, der Revolution, des Fortschritts und des Glücks. Je unablässiger und aufdringlicher das Sexuelle öffentlich inszeniert und kommerzialisiert wurde, desto mehr verlor es an Sprengkraft, desto banaler wurde es. Alte Krankheitsentitäten wie Sadomasochismus oder Transsexualismus zerfallen und treten als Neosexualitäten oder Neogeschlechter auf den Plan. Diese Neosexualität, die zur allgemeinen werden wird, ist eher Wohlust als alte triebhafte Wohlust. Sie ist selbstoptimiert und selbstdiszipliniert, könnte wegen ihres hohen Anteils an Egoismus auch Selfsex genannt werden.«

Volkmar Sigusch: *Neosexualitäten. Über den kulturellen Wandel von Liebe und Perversion*, Frankfurt a.M. 2005

#### Literaturhinweise:

Sigmund Freud: *Die kulturelle Sexualmoral und die moderne Nervosität* (1908), Studienausgabe, Bd. 9; *Jenseits des Lustprinzips*, ebd., Bd. 3, Frankfurt a.M. 2000;

Wilhelm Reich: *Die Funktion des Orgasmus*, Frankfurt a.M. 1983 (1942);

Jacques Lacan: *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse*, Olten 1978 (1964); *Schriften*, 3 Bände, Weinheim/Berlin 1986 (1966);

Gilles Deleuze/Félix Guattari: *Anti-Ödipus. Kapitalismus und Schizophrenie*, Frankfurt a.M. 1974 (1972);

Michel Foucault: *Sexualität und Wahrheit*, 3 Bände, Frankfurt a.M. 1977–86; *Über Hermaphroditismus. Der Fall Barbin*, Frankfurt a.M. 1998;

Simone de Beauvoir: *Das andere Geschlecht*, Reinbek bei Hamburg 1968 (1949);

Judith Butler: *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a.M. 1991; *Körper von Gewicht*, Frankfurt a.M. 1997.

# Menschenrecht und nationale Souveränität

von Thomas Bargatzky

Soile Lautsi konnte zufrieden sein. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hatte ihr am 3. November 2009 eine Entschädigung in Höhe von 5000 Euro zugesprochen. Noch größere Freude dürfte sie über die Entscheidung des Gerichts empfunden haben, daß christliche Kreuze in Klassenzimmern nicht mit der Europäischen Menschenrechtskonvention vereinbar sind, da sie den Eltern die Freiheit nähmen, ihre Kinder nach ihren Überzeugungen zu erziehen. Jahrelang hatte die aus Finnland stammende Mutter vor italienischen Gerichten vergeblich gegen das Kruzifix in den Klassenzimmern ihrer beiden Söhne geklagt.

Italien blieb souverän. Die Regierung Berlusconi beantragte eine Überprüfung des Urteils. Schon im März 2011 wurde es von der Großen Kammer des Gerichts mit einer Mehrheit von 15 zu zwei Stimmen wieder aufgehoben. Ob die massiven Proteste, weit über Italien hinaus, zu dieser Revision führten, sei dahingestellt. Tatsache ist, daß in Italien auch die Linke gegen die erste Straßburger Entscheidung auf die Barrikaden stieg, aber dort sind ja auch Atheisten, Agnostiker und (Ex-)Kommunisten in der Lage, zwischen dem Kreuz als Glaubensbekenntnis und seinem Symbolcharakter für die kulturelle Tradition und Identität des Landes zu unterscheiden. Man denke nur an den früheren Senatspräsidenten Marcello Pera, der zusammen mit Papst Benedikt XVI. ein Buch vorlegte, in dem er sich in bewegenden Worten für die Bewahrung der im Christentum wurzelnden kulturellen Identität Europas ausspricht, oder an die Journalistin Oriana Fallaci, die sich in einem ihrer letzten Artikel, einem literarischen Vulkanausbruch, mit Worten der Verehrung, der Zuneigung und der Verzweiflung an Papst Benedikt XVI. wandte, weil sie die kulturelle Identität Italiens und seine Humanität durch islamistischen Radikalismus bedroht sah.

Vielleicht hat die Angst vor einer Blamage die Straßburger Richter dazu bewogen, das Ersturteil aufzuheben? Denn was wäre geschehen, hätte sich Italien nicht daran gehalten? Wer hätte dem Urteil Geltung verschaffen sollen, gegen den Willen eines Volkes, das sich laut Umfragen mit einer Mehrheit von 86 Prozent für das Kreuz entschied? Dämmerte es den Richtern, daß das ganze Projekt eines abgehobenen Elite-Europas zur Debatte stand? Lieber das Ersturteil kassieren, als Europa delegitimieren, mochten sich die Richter gedacht haben. Der Versuch war erst einmal gescheitert, das auf europäischem Boden entstandene Prinzip der universellen Menschenrechte dazu zu verwenden, jenes christliche Erbe, in dem es zu einem Gutteil wurzelt, aus dem öffentlichen Raum zu drängen.

In der immer mehr um sich greifenden Diskriminierung christlicher Symbole im öffentlichen Raum im Namen der Menschenrechte tritt eine tiefergehende Krise des europäischen Selbstverständnisses zutage. Im gegenwärtigen Kulturkampf um die Auslegung der Menschenrechte wird nämlich dieses hohe ideelle Gut der Neuzeit mißbraucht, indem es auf eine Weise gegen die Grundlagen der modernen Gesellschaft und die staatliche Souverä-

Der vorliegende Text ist Teil 1 einer auf zwei Teile angelegten, grundsätzlichen Auseinandersetzung des Ethnologen Thomas Bargatzky mit den universalistisch formulierten, entorteten und als Machtinstrument einer Neuen Weltordnung (NWO) eingesetzten Allgemeinen Menschenrechten. Teil 2 folgt in *Sezession* 56 (Oktober 2013).

nität in Stellung gebracht wird, die seinen ursprünglichen Intentionen entgegensteht. Die Spannung zwischen dem Menschenrecht auf Religionsfreiheit, wie es im Artikel 9 der Europäischen Menschenrechtskonvention niedergelegt ist, und einer kulturvergessenen Rechtsauslegung dieses Menschenrechts enthüllt, auf welch brüchigem Boden das Gebäude der Menschenrechte errichtet wurde.

Die Aporie zwischen individuellen Neigungen und Ansprüchen sowie den Interessen des modernen Gemeinwesens hat Ernst-Wolfgang Böckenförde in seinem berühmten Satz auf den Punkt gebracht: »Der freiheitliche, säkularisierte Staat lebt von Voraussetzungen, die er selbst nicht garantieren kann«. Diese vopolitischen Voraussetzungen wie die »moralische Substanz des einzelnen« und die »Homogenität der Gesellschaft« werden mehr und mehr einem Erosionsprozeß im Namen der Menschenrechte ausgesetzt. Ein Blick auf die Geschichte der Entwicklung der Menschenrechtsidee macht deutlich, welche spezifische Rolle sie im Selbstverständnis moderner westlicher Gesellschaften spielt und warum die gegenwärtige Tendenz, sie gegen ihre eigenen Grundlagen in Stellung zu bringen, auf die Beseitigung dieser Gesellschaften und ihrer staatlichen Ordnung zielt, auch wenn gewiß nicht jeder, der die Menschenrechtsidee auf diese Weise mißbraucht, sich dieser Folgen seines Tuns bewußt ist.

Die Vorläufer der modernen Idee der Menschenrechte sind die christliche Lehre von der Einzigartigkeit jedes Menschen als Ebenbild Gottes und das Menschenbild der Stoa. In den Rang einer politischen Gestaltungskraft gelangte sie in Europa und Amerika jedoch erst in der Neuzeit. Sie setzt die Existenz von Bedingungen voraus, die sich in der besonderen historischen Lage herausgebildet haben, als der Leitgedanke der Volkssouveränität die alte Vorstellung von der dynastischen Legitimierung des politischen Gemeinwesens durch den Fürsten als weltlichem Stellvertreter Gottes ablöste. Die Loyalität der durch die Nation geeinten Bürgerschaft gegenüber ihrem Staat und die Fürsorge des Staates gegenüber seinen einzelnen Bürgern wurde durch den Katalog der Menschen- und Bürgerrechte kodifiziert, der an die Stelle des alten Systems der konzentrischen Ethik gegenseitiger Rechte und Pflichten von Fürst und Untertan trat. Die wichtigsten Stadien der Entwicklung der modernen allgemeinen Menschenrechte waren die Grundrechteerklärung von Virginia (1776), die in den ersten zehn Zusatzklärungen (*amendments*) zur Verfassung der Vereinigten Staaten von Amerika niedergelegte Bill of Rights (1789) sowie die Erklärungen der Menschen- und Bürgerrechte im Rahmen der Französischen Revolution von 1789 und 1793.

Die Menschen- und Bürgerrechte dieser grundlegenden ursprünglichen Proklamationen wie etwa die Gleichheit vor dem Gesetz, das Recht auf Freiheit, Eigentum, Sicherheit, das Widerstandsrecht gegen Unterdrückung sowie Meinungsfreiheit, Pressefreiheit und das Prinzip der Volkssouveränität gehören zusammen. Sie sind Teile eines ideellen Instrumentariums, das der Legitimierung der neuen Ordnung der politischen Nation dienen sollte. Menschenrechte sind an Bürgerrechte gekoppelt, sie waren als politische Rechte gedacht, die es den Bürgern möglich machen sollten, an der Herausbildung der *volonté générale* mitzuwirken. Privates wird geschützt, es geht das Gemeinwesen nichts an, vorausgesetzt, die Rechte anderer Bürger werden nicht geschmälert. Das Grundrecht auf Meinungs- und Pressefreiheit in der Verfassung der USA, wie es der Erste Verfassungszusatz festlegt, bedeutet beispielsweise, daß die Regierung kein Recht hat, Kritik an ihrer Amtsführung zu unterbinden. Die freie Diskussion und die Bildung einer kritischen öffentlichen Meinung bezüglich öffentlicher Angelegenheiten und die Kritik an politischen Maßnahmen und öffentlichen Amtsträgern darf nicht durch den Kongreß behindert werden. Die Idee der Menschen- und Bürgerrechte ist also im politischen Sinne emanzipatorisch. Freie Meinungsäußerung und Pressefreiheit sollen sich jedoch im Rahmen eines als selbstverständlich vorausgesetzten ethischen Grundver-



»Als freiheitlicher Staat kann er einerseits nur bestehen, wenn sich die Freiheit, die er seinen Bürgern gewährt, von innen her, aus der moralischen Substanz des einzelnen und der Homogenität der Gesellschaft, reguliert. Andererseits kann er diese inneren Regulierungskräfte nicht von sich aus, das heißt mit den Mitteln des Rechtszwanges und autoritativen Gebots, zu garantieren suchen, ohne seine Freiheitlichkeit aufzugeben und – auf säkularisierter Ebene – in jenen Totalitätsanspruch zurückzufallen, aus dem er in den konfessionellen Bürgerkriegen herausgeführt hat.«

Ernst-Wolfgang  
Böckenförde

ständnisses entfalten, nicht Ethik und Anstand außer Kraft setzen. Die Urheber der großen Menschenrechtproklamationen wollten keinen Freibrief für die Verletzung der öffentlichen Moral ausstellen, und auch keinen für die Verbreitung von Pornographie, die Gotteslästerung, die Propagierung von Verbrechen und ähnliches. Solch ein Freibrief läßt sich auch nicht aus der »Universal Declaration of Human Rights« von 1948 herauslesen. Sie legt beispielsweise in Artikel 16.3 fest, daß die Familie »die natürliche Grundeinheit der Gesellschaft« sei und »Anspruch auf Schutz durch Gesellschaft und Staat« habe. Es wird des weiteren festgelegt: »Jeder hat Pflichten gegenüber der Gemeinschaft, in der allein die freie und volle Entfaltung seiner Persönlichkeit möglich ist« (Artikel 29.1).

Die hedonistisch-libertinistischen Kräfte der Gegenwart in politischen Parteien, zivilgesellschaftlichen Interessengruppen und dem ihnen verbandelten »Qualitätsjournalismus« führen jedoch einen neuen Kulturkampf gegen die bislang selbstverständlichen gesellschaftlichen Grundlagen. Mit dem Verweis auf die Menschenrechte fordern sie die weltanschauliche Neutralität des Staates im Sinne einer zeitgeistkonformen radikalindividualistischen und permissiven Haltung. Der Publizist André F. Lichtschlag, Herausgeber des libertären Magazins *eigentlich frei*, hat dies am Beispiel des Vorschlags der Lutherstädte deutlich gemacht, eine mysteriöse Gruppe junger russischer Provokateurinnen, die sich den Namen »Mösenaufruhr« zugelegt hat, mit einem Preis für Demokratie und Menschenrechte auszuzeichnen.

Die Menschenwürde werde heute, auch durch das Bundesverfassungsgericht, zunehmend im Sinne der permissiven Grundhaltung des gegenwärtigen Zeitgeistes gedeutet, die für westliche Demokratien insgesamt kennzeichnend sei, meint der Philosoph Werner Theobald. »Linksliberale Würdeansprüche« wie freiheitliche »repressionsfreie« Selbstbestimmung, ungestörte Selbstentfaltung, Individualität, Autonomie des Individuums, Legalisierung von Abtreibung und »sanften« Drogen, gesetzlich anerkannte gleichgeschlechtliche Partnerschaften und dergleichen sind allerdings kaum verallgemeinerbar. Die Legalisierung der Abtreibung, gleichgeschlechtlicher Partnerschaften oder aktiver Sterbehilfe, die unter Hinweis auf Menschenwürde und Menschenrechte durchgesetzt wird, ist für Moslems undenkbar. Offenbar ist es also gar nicht so ernst gemeint mit dem Bekenntnis, daß der Islam zu Deutschland gehöre. In den radikalindividualistisch-permissiven »Würdeansprüchen« kommt daher der ideologische Gehalt der Moderne zum Ausdruck, die sich auf die westliche Aufklärung beruft, deren Vernunftbegriff zu Unrecht absolut setzt und so »ihre eigene partikuläre Gültigkeit verkennt«. Der Universalitätsanspruch dieser »aufgeklärten Vernunft« ist jedoch selber kulturell an die Situation des Westens von heute gebunden.

Die Hofierung des Islam in den gleichen Kreisen, die permissive Würdeansprüche anmelden und das Christentum diskriminieren, ist ein Ablenkungsmanöver mit multikultureller Tünche, denn zwischen den Überzeugungen von Moslems und westlichen Konservativen gibt es zahlreiche Übereinstimmungen. Es geht auch nicht um »Rechts« gegen »Links«, denn ohne einen patriotischen Grundkonsens und einen festen Bestand an bürgerlichen Tugenden kann man keinen Staat machen, auch keinen sozialistischen: »Vaterland oder Tod« war Fidel Castros Schlachtruf; »Du sollst sauber und anständig leben und Deine Familie achten«, verkündete Walter Ulbricht 1958 in »Zehn Gebote der sozialistischen Moral und Ethik« auf dem V. Parteitag der SED. Dabei dachte er gewiß nicht an die Homo-Ehe, die übrigens gemäß einem Straßburger Urteil von 2010 kein Menschenrecht ist – vorläufig.

In Wirklichkeit geht es bei alledem um Macht. Heute stehen sich die Kräfte des Identitären und Lokalen einerseits und die neuen Eliten andererseits gegenüber, die wohl von der Abschaffung der Ehe, einem einzigen Geschlecht in einem Europa ohne Grenzen und Vaterländer, regiert durch eine Einheitspartei und eine allmächtige Kommission träumen. Neben der Schleifung der inneren bürgerlichen Fundamente der Staaten steht die Abschaffung ihrer Souveränität auf der Tagesordnung. Der Kampf gegen die innere Verfassung von Staat und Gesellschaft im Namen der Menschenrechte findet seine Ergänzung im Menschenrechteimperialismus der »einzig verbliebenen Weltmacht«, des Nutznießers der Schwächung anderer Länder durch den neuen Kulturkampf.

#### Literaturhinweise:

Joseph Ratzinger (Papst Benedikt XVI.)/Marcello Pera: *Without Roots. The West, Relativism, Christianity, Islam*, New York 2007;

Oriana Fallaci: »Il nemico che trattiamo da amico«, in: *Corriere della Sera* vom 15. September 2006;

Ernst-Wolfgang Böckenförde: »Die Entstehung des Staates als Vorgang der Säkularisierung«, in: ders.: *Staat, Gesellschaft, Freiheit. Studien zur Staatstheorie und zum Verfassungsrecht*, Frankfurt a.M. 1976;

Thomas Bargatzky: »Konzentrische Ordnung – Nachruf auf einen Stil«, in: *Sezession* 50 (2012);

André F. Lichtschlag: »Vor Madonnas Geburtstag und dem Urteil gegen Pussy Riot: Von wegen Meinungsfreiheit. Ein russisch-deutscher Frontbericht«, in: *eigentlich frei online*, 15. August 2012;

Werner Theobald: *Obne Gott? Glaube und Moral*, Augsburg 2008.



# Neue Studien



Institut für Staatspolitik:  
Wissenschaftliche Reihe – Heft 22

## Warum Deutschland nicht vom Euro profitiert. Volkswirtschaftliche Bilanz und politische Konsequenzen

48 S., geheftet, 5 €

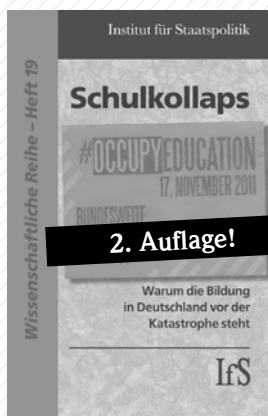
Bundeskanzlerin Angela Merkel: »Deutschland profitiert vom Euro wie kaum ein anderes Land in der Europäischen Union.« – Spätestens seit der entfesselten Rettungsschirm-Politik der EU samt Beschneidung der Souveränität der nationalen Parlamente sind die Mythen über den Segensreichtum der gemeinsamen europäischen Währung ins Wanken geraten. Die neue Studie entlarvt dabei diese Mythen fundiert und faktenreich aus volkswirtschaftlicher Sicht. Und präsentiert mögliche Szenarien der weiteren Entwicklung: vom Erhalt des Euro-Raums in seiner derzeitigen Form über das Ausscheiden der Defizitländer bis zum Austritt Deutschlands aus dem Währungsverbund.



Institut für Staatspolitik:  
Wissenschaftliche Reihe –  
Heft 18

## Ein Jahr nach Sarrazin. Eine Debatte und ihre Folgen

40 S., geheftet, 5 €



Institut für Staatspolitik:  
Wissenschaftliche Reihe –  
Heft 19

## Schulkollaps. Warum die Bildung vor der Katastrophe steht

47 S., geheftet, 5 €



Institut für Staatspolitik:  
Wissenschaftliche Reihe –  
Heft 20

## Vom Heimatdienst zur politischen Propaganda. 60 Jahre Bundeszentrale für politische Bildung

44 S., geheftet, 5 €

## INSTITUT FÜR STAATSPOLITIK

Freiheit 12 a/b · 12555 Berlin

Tel/Fax (030) 75 54 98 78 · e-Post [institut@staatspolitik.de](mailto:institut@staatspolitik.de)

[www.staatspolitik.de](http://www.staatspolitik.de)

## Bewegung, Bewegung! – Die Mitford-Schwestern

von Ellen Kositzka

Daphne und Betsy stammen aus Oxford. Nun sind die beiden Mädchen nach Deutschland gezogen, das gilt in ihren gutbetuchten Kreisen als schick. Die deutschen Mädchenpensionate stehen in gutem Ruf; Deutschland wird als wunderschön und sauber beschrieben; das Essen: eine Offenbarung gegenüber der heimischen Kost! Und die deutschen Männer, das finden jedenfalls die jungen Ladies, sind so ungemein attraktiv! Daphne und Betsy haben eine unvergeßliche Zeit.

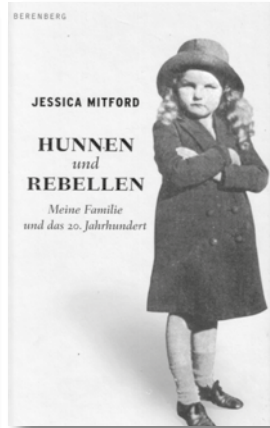
Wir schreiben das Jahr 1936, wir befinden uns in einem – keineswegs tragischen – Roman. Rachel Johnson, erfahrene Autorin und Schwester des Londoner Bürgermeisters, hat ihn geschrieben. Er ist Anfang des Jahres erschienen, bei Penguin Books, dem weltgrößten Verlag. Das nationalsozialistische Deutschland ausgerechnet als Frauenmagnet? Sowohl Rachel Johnsons *Winter Games* als auch eine deutsche Neuerscheinung, Jessica Mitfords *Hunnen und Rebellen* (eine späte Übersetzung, 53 Jahre nach der englischen Originalausgabe!), rücken die legendäre Familie Mitford erneut ins Blickfeld. Die Geschichte der Mitford-Schwestern: Ein Wunder, daß sie noch nicht Hollywood erreicht hat. Soviel an *gossip* und Boulevard, an Gefühl und Verführung, an *sense* und *sensibility*, fast mehr, als ein abendfüllender Film fassen könnte. Zugleich sind die Mitfords ein leibhaftiges Paradigma, ein Code für die Extreme des 20. Jahrhunderts: eine Ansammlung ungleicher Schwestern, die als Trabanten Geschichte schrieben; *It-Girls* avant la lettre.

Daß ausgerechnet Karlheinz Schädlich, jener IM Schäfer, der seinen eigenen Bruder der Stasi ans Messer lieferte (1992 publik geworden) und der sich 2007 das Leben nahm, die deutsche Biographie der Mitfords schrieb (Erstausgabe 1990, antiquarisch erhältlich), gibt der Sache eine weiteren, höchst passenden Beigeschmack. Charlotte Mosley, die Schwiegertochter des britischen Faschistenführers Oswald Mosley, und somit gleichsam eine angeheiratete Mitford, hatte 2007 den bizarren Briefwechsel (eine Auswahl unter 12000 Briefen!) der Mitford-Schwestern herausgegeben; ein Schatzkästlein für den, der sich auf die halb bittere, halb amüsante Suche begeben mag nach den leidenschaftlichen Launen der britischen *upper class* des vergangenen Jahrhunderts.

Heute lebt von den einst sieben Geschwistern nur noch Deborah, Herzogin von Devonshire, das artige und schmiegsame Nesthäkchen von Lady und Lord Redesdale. Bereits die Eltern, ein »bemerkenstwert schönes Paar« (Schädlich), waren noch eine Spur skurriler, als es gemäß dem stereotypischen Bild britischem Provinzadel ohnehin nachgesagt wird. Ein Schulbesuch der Mädchen wurde strikt abgelehnt (bei der schwererziehbaren Unity wagte man es, sie flog von allen Internaten), man verweigerte sämtliche Impfungen und mißtraute grundsätzlich ärztlichem Rat. Medikamente wurden mit Abscheu entsorgt, direkt nach einer Blinddarmentfernung wurde mütterlicherseits Bewegung statt Bettruhe verordnet, des-

Deborah an Diana, 4.10.1934: »I argue for facism at school as all the girls are Conservatives. Please tell Mr. Maize«. (Mit »Mr. Maize« ist Mosley gemeint.)

gleichen nach Knochenbrüchen. Bewegung, Bewegung, nur so könne »der gute Körper« triumphieren! Notwendige Operationen hatten unter elterlichen Aufsicht im häuslichen Krankenzimmer stattzufinden. Lady Redesdales Bruder hatte eine eigenwillige Theorie zum Verlauf der englischen Geschichte publiziert. Demnach sei der Volkscharakter »in starkem Maße ein Produkt des Erdbodens.« Durch den Einsatz von chemischem Dünger sei »Englands Mannheit allzu zahm« geworden; nur ein durch Schimmelpilze, Bakterien und Regenwürmer vitales Erdreich könne englischen Körper und Geist kräftigen. Auch dem Gesetz, das die Pasteurisierung von Milch vorschrieb, galt der Kampf des Onkels.



Lady Redesdale, Herrin einer Hühnerfarm im doppelten Sinne, unterstützte diese Ideen und fügte weitere Regeln hinzu: Es gab nur hausgebackenes Brot, keine Konserven und im übrigen kein Schweinefleisch, da, so die Lady, die Juden immerhin von Krebs verschont blieben. Von der »albernen Bazillentheorie« hielten die Eltern nichts. Die Kinder wurden auch dann zu Festen und Empfängen mitgenommen, wenn sie vor Keuchhusten würgten oder mit Windpocken übersät waren. Mag dieser exzentrische Nonkonformismus eine verschrobene Tugend oder Zwang gewesen sein – er ist einer der Wegweiser für die Lebensläufe der Töchter.

Der Lord, habituell Knut Hamsun ähnelnd (wenngleich mit einem jähzornigen Zug), beaufsichtigte sämtliche Geburten seiner Kinder. Sein strenges Auge wachte auch später über deren Umgang: Keine »Hunnen«, keine Franzosen, keine Amerikaner und keine Schwarzen durften als Gäste ins Haus gebracht werden. Nebenbei war man eng verwandt sowohl mit Winston Churchill als auch mit Bertrand Russell. Lord Redesdales Vater war mit der Familie Richard Wagners eng befreundet, die Reise zu den Bayreuther Festspielen war obligatorisch. Jener ältere Redesdale hatte auch das Vorwort zu Houston Stewart Chamberlains berühmtem Werk *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts* verfaßt. Ab 1926 residierten die Redesdales in Swinbrook, einem rund dreißig Kilometer von Oxford entfernten Nest. »Es hatte das utilitaristische Aussehen einer Institution und könnte eine kleine Kaserne sein, ein Mädcheninternat oder eine private Irrenanstalt«, so beschreibt Jessica Mitford das festungsgleiche Anwesen. Von dort aus traten die Geschwister ihre teils exzentrischen, teils heillosen, jedenfalls außergewöhnlichen Lebenswege an.

Lady Redesdale gebar ihrem Gatten einen Sohn und sechs Töchter. Tom, Drittgeborener, hatte sich im Zweiten Weltkrieg als durch-und-durch Germanophiler und Hitlerverehrer das Privileg erbeten, nicht gegen deutsche Truppen kämpfen zu müssen. Er starb sechsunddreißigjährig als erstes der Geschwister 1945 in Burma an einem Bauchschuß, den ihm ein japanischer Scharfschütze verpaßte. Blieben die Töchter: Nancy (1904–1973), Pamela (1907–1994), Diana (1910–2003), Unity Valkyrie (1914–1948), Jessica (1917–1996) und Deborah, geboren 1920.

Nancy, die Älteste, war wohl die Klügste, sicher aber die Scharfzüngigste der Schwestern. Sie zeichnete sich durch einen harten Blick auf die Schwächen anderer aus. »Wißt ihr eigentlich, wie grauenhaft eure Namen in der Mitte klingen«, ärgerte sie ihre jüngsten Geschwister Unity, Jessica und Deborah, »Nit, sic und bor-?« Übersetzt: Nisse, zum Kotzen, Langweiler. Nancy liebäugelte eine kurze Zeit mit der British Union of Fascists



Nancys Briefe an Unity waren so liebevoll wie spöttisch, letzteres überwog. Ein immer wiederkehrender Spottvers, auf Unity gemünzt, lautete: »head of bone, heart of stone«. Brief von Nancy am 9.8.1938: »I am getting on well with my german. I know Herrschaft, Tisch and pfui; Pfennig, gemütlich und Rassenschande. Six words which would get one a long way if made good use of.«

(B.U.F.), kaufte mit ihrem Mann *blackshirts* (das schwarze Hemd der Bewegung) und veröffentlichte eine wahre Eloge auf »unseren Führer Sir Oswald Mosley«: »Bald werden die Straßen unter dem Tritt der schwarzen Bataillone hallen, bald werden wir der Welt zeigen, daß der Geist unserer Vorfahren noch in uns lebendig ist, bald werden wir, durch einen heiligen Glauben vereint, für die Größe Britanniens kämpfen.« Angewidert vom proletarischen Straßenkampfgebaren der Blackshirts, stieg Nancy aber rasch aus der Bewegung aus, später war sie flammende Gaullistin. Sie blieb kinderlos und wurde – nach einem Suizidversuch – eine berühmte Schriftstellerin. In ihrem Roman *Wigs on the green* (1935) verarbeitete sie satirisch ihren Flirt mit der faschistischen Bewegung. Da das Buch ganz offenkundig autobiographisch geprägt war und von mokanten familiären Anspielungen strotzte, kam es zum Bruch mit Diana.

Diese, eine ausgewiesene Schönheit, hatte ihren Ehemann, den dichtenden Brauerei-Erben Bryan Guinness, mitsamt den gemeinsamen Söhnen zugunsten des charismatischen B.U.F.-Gründers Oswald Mosley verlassen. Zuvor aber hatte ein Dreigestirn aus Diana, Bryan Guinness und dem gemeinsamen Freund Evelyn Waugh einen Mittelpunkt der jungen Londoner Partyszene gebildet. Man lud zu aberwitzigen Motto-Festen ein und mischte die Kunstszene auf. Jessica Mitford berichtet von einem witzigen Coup: Bryan und Diana finanzierten die Ausstellung eines avantgardistischen Künstlers namens Bruno Hat. »Hat, ein Pole, saß im Rollstuhl in einer Ecke, das Gesicht von einem Schal halb verhüllt und murmelte unverständliche Laute, wenn man ihn etwas fragte.« Seine Werke, sichtlich anspruchsvoll und bedeutungsschwanger, bestanden aus Korken, Wollestücken und Glassplittern. »Am nächsten Tag brachten die Zeitungen ausführliche und ernsthafte Kritiken der Ausstellung. Aber schließlich sickerte das Geheimnis durch. Bruno Hat war ein britischer Freund von Bryan und Diana, in perfekter Verkleidung.«

1932 wurde Diana die Geliebte Oswald Mosleys. Da hatte der erstklassige Degenfechter und vermögende Hedonist bereits einen Teil seiner politischen Karriere hinter sich. Er, der sich als Sozialist empfand, hatte für Labour als Minister im Unterhaus gesessen und nach dem Bruch mit der Arbeiterpartei die New Party gegründet, ein Mißerfolg. Oktober 1932 rief er die B.U.F. ins Leben und etablierte »Hail Mosley« als Gruß. Der Frauenheld war verheiratet und beabsichtigte nicht, sich wegen Diana von seiner Gattin zu trennen. Erst nach amourösen Umwegen – Mosley vergnügte sich nach dem frühen Tod seiner Ehefrau zunächst mit deren Schwester und hielt sich Diana als Zweitgespielin – kam es 1936 zur Hochzeit zwischen Diana Mitford und Mosley. Wegen des »Geredes« – die Mitfordschwestern fanden sich da bereits regelmäßig in den Schlagzeilen – wurde heimlich geheiratet, in Hitlers Arbeitszimmer, Goebbels war Trauzeuge. Magda Goebbels und Diana verband eine enge Freundschaft.

Zu diesem Zeitpunkt war Unity bereits eine überzeugte Nationalsozialistin. Die fünfte in der Geburtenfolge galt als das schwierigste Kind. Gezeugt sei sie, so berichten es die Biographen, in einer kanadischen Goldgräbersiedlung namens Swastika geworden, die ihr Vater in einem – erfolglosen – Anfall von Goldrausch erworben hatte. Das permanent schlechtgelaunte Kind verschloß Gouvernanten en masse, hielt sich Schlangen und ließ während einer Festgesellschaft weiße Mäuse auf die Gäste los.

Unity, die mit ihren blauen Augen, dem flachsfarbenen Haar und ihrer Hünenhaftigkeit aussah »wie eine zottelige Wikingerin« (Nancy Mitford), hatte 1933 Oswald Mosley kennengelernt. Sie wurde sogleich Mitglied der B.U.F., wobei ihr das *blackshirt* nicht genügte: Unity ließ sich einen Kampfanzug nähen. Ebenfalls in diese Zeit fällt ihr erster, von den Eltern sehnlichst erbetener Aufenthalt in Deutschland (Vorwand: die Sprache lernen, gerade dieses lernfaule Kind!) sowie eine überlieferte, schrille Schallplattenaufnahme mit Unitys Stimme: »The Yids, the Yids, we gotta get rid of the Yids«, wir müssen die Juden loswerden. Während die nächstjüngere und bis dahin engstverbundene Schwester Jessica zu Hause Leninbüsten aufstellte und als »Ballsaalkommunistin« (J.M. über J.M.) anarchistischen Utopien nachhing, verfolgte Unity einen strikten Plan: Adolf Hitler persönlich kennenzulernen. Sie verfolgte jeden seiner Schritte, jede Äußerung aus seinem Mund. Aufgeregt schrieb sie am 1. Juli 1934 an Diana über die »terrific Röhm affaire«: »I am so terribly sorry for the Füh-

rer – you know, Röhm was his oldest comrade & friend, the only one that called him ›du‹ in public.« Diana müsse sich dringend mal ihre Postkartensammlung ansehen: 304 Hitlerphotos! »Poor sweet Führer, he is having such a dreadful time.« Unity schrieb auch, daß sie ihren Blasenmuskel trainiere – für den Fall, daß sie in einer akut revolutionären Situation bestehen müßte, ohne die Möglichkeit auszutreten.

Von ihrem deutschen Friseur erfuhr sie schließlich, wo ihr Idol zu speisen pflegte. Unity saß so lange Tag für Tag in der Münchener Osteria Bavaria, bis Hitler Anfang 1935 darum bat, diesem »Urbild einer Germanin« vorgestellt zu werden. Hitler fühlte sich geschmeichelt, daß eine Angehörige der britischen Oberschicht seinetwegen nach Deutschland gereist war. In zeitgenössischer Terminologie würde man sagen: Unity Mitford war eine Stalkerin, mindestens ein Groupie, ein Hitler-Groupie. Über vier



*Lächeln wäre albern.  
David Bertram Ogilvy  
Freeman-Mitford, 2. Baron  
Redesdale und Sidney,  
geborene Bowles.  
Das Hufeisen links  
oben beginnend: Nancy,  
Diana, Unity, Jessica,  
Deborah, Pamela, Tom.*

Jahre folgte sie ihrem Angebeteten auf Schritt und Tritt, reiste ihm gar auf Auslandsaufenthalten hinterher. Der Pressechef der NSDAP, Ernst »Putzi« Hanfstaengel, fungierte als Türöffner. Eva Braun beklagte sich in ihrem Tagebuch (Mai 1935) bitter, daß »er« anscheinend »Ersatz für mich« habe. »Er heißt Walküre und sieht so aus, die Beine mit eingeschlossen. Aber diese Dimensionen hat er ja gerne ...«

Zwischen Februar 1935 und September 1939 sind rund 150 Treffen zwischen Unity Mitford und Hitler zu verzeichnen. Eine vor ein paar Jahren im britischen Channel 4 ausgestrahlte Sendung (leicht auf Youtube aufzufinden) nährte abermals das Gerücht einer folgenreichen Liaison zwischen den beiden. Den deutschen Illustrierten war die Mitford jedenfalls bekannter als Eva Braun. Verblüfft ist, daß die lernresistente Unity bald vortrefflich Deutsch sprach, daß sie, regelmäßige Bayreuth-Besucherin, Gesangsunterricht nahm, um eines Tages die Elsa in Wagners Lohengrin zu geben und daß sie von Hitler selbst zu Gesprächen in engsten Kreisen zugelassen war. Schädlich zitiert Albert Speer: »Er schätzte ihre Offenheit und sagte, das sei die britische Art. (...) Wenn einer in der Runde etwas sagte und Hitler darauf ablehnend reagierte, wagte keiner außer ihr zu widersprechen. Sie tat es. (...) Wenn Miß Mitford seine Aufmerksamkeit auf irgendeine beiläufige Sache lenkte, regte er sich auf, und es kostete einen gewaltigen Aufwand, die Sache wieder in Ordnung zu bringen.« Speer bezweifelte allerdings, daß »mehr stattfand als Händchenhalten.«

Bereits während der Bayreuther Götterdämmerung im August hatte Unity Diana zu verstehen gegeben, sie wolle die »heraufziehende Tragödie« nicht erleben. Am 3. September 1939 – alle anderen deutschlandbegeisterten Engländerinnen wie »Daphne« und »Betsy« waren längst in ihre Heimat ausgeflogen worden – ließ Unity ein Päckchen an Hitler abgeben, ein signiertes Hitlerportät, ihr Parteiabzeichen sowie einen Abschied-

Brief von Unity an Diana, 23.12. 1935, unter anderem über Eva Baum berichtend, eine überzeugte Nationalsozialistin, die Unity Deutsch beibrachte, dann aber wegen deren »Hitler-Hysterie« schnitt: »The most amazing piece of news of all is: Baum is out of the Partei! (...) She was discovered to be a half-Jüdin! (...) I'm really sorry for her, as the Partei & her hate for the Jews were really all she had.«

Unity berichtet an Diana über ein Mittagessen, Brief vom 1.9.1937: »Der kleine Doktor [Goebbels] war dabei. Es gab eine ziemlich wüste Szene, als alle außer dem Führer auf mich losgingen, weil ich sagte, daß ich Musso[lini] nicht mag. Sie beschimpften mich, bis mir fast die Tränen kamen, es war furchtbar. Jedenfalls bezog der Führer dann für mich Stellung (natürlich ohne etwas gegen Mussolini zu sagen) & er war dermaßen süß.«

*Links strahlend und  
damenhaft Diana, rechts  
entrückten Blicks und  
behandschubt Unity*



*»Jessica Mitford wohl in  
den Pyrenäen verschollen«,  
titelten die Zeitungen 1937.*

*Nancy zu Jessica: »Du  
warst als erste der Familie  
auf Presseplakaten. Unity  
war furchtbar eifersüchtig.«*

*Das Bild zeigt die Ausrei-  
ßer Jessica (19) und Es-  
mond (17) 1937 im franzö-  
sisch-baskischen Bayonne.  
Esmond verdingte sich als  
»Übersetzer« der Nach-  
richten von der baskischen  
Front. Jessica: »Glückli-  
cherweise war der Agentur  
nicht klar, daß wir beide  
kein Spanisch konnten.«*



Lady Redesdale stand der frenetischen Hitlerbegeisterung ihrer Töchter zunächst skeptisch gegenüber. Im April 1935 hatte Unity ihre Mutter mit Hitler bekannt gemacht, man ging essen. Unity an Diana, 25.4.1935: »Vermutlich war es vergeudete Zeit, ihr Blick auf ihn hat sich nicht verändert. Sie hat so wenig Gespür für die Güte und Großartigkeit, die ihn umgeben. Wir spüren das, sogar Vater ging es so.«

brief enthaltend: Sie könne einen Krieg zwischen England und Deutschland nicht ertragen. Am gleichen Tag schoß sie sich im Englischen Garten mit einer Pistole in den Kopf. Der Suizidversuch mißlang, die Kugel blieb inoperabel im Hinterkopf stecken. Unity war teilweise gelähmt und verlor die Sprache. Die fand sie wieder, als Hitler sie im November endlich besuchte. Es heißt, daß Hitler ihr das Parteiabzeichen zurückgab. Sie soll es vor seinen Augen verschluckt haben und den Wunsch geäußert haben, sie wolle zurück nach England. Hitler übernahm die Klinikkosten. Unity überlebte, gewissermaßen als Schwerbehinderte (und als Scheidungskind; Anlaß des Zerwürfnisses soll Lady Redesdales wachsende Hitler-Euphorie gewesen sein, während der Lord Hitler zunehmend ablehnte) weitere achteinhalb Jahre.

Während Pamela wie Deborah Mitford unpolitisch blieb – obgleich ihr Mann begeisterter Mosley-Anhänger war – und ein kinderloses Leben als Hundeliebhaberin führte, wandte sich Jessica Mitford, bis zum frühen Erwachsenenalter Unitys engste Vertraute, beizeiten kommunistischen Ideen zu. In ihrem jugendlichen Fanatismus kämpften die beiden Rücken an Rücken und malten sich aus, »wie es wohl wäre, wenn eines





*Jessica und Esmond in einer Bar in Miami*



*Pamela segelt mit Ernst Hanfstaengl auf dem Starnberger See, 1936, im Hintergrund ihr Mann Derek. Hanfstaengl setzte sich einige Monate später nach Auseinandersetzungen mit Hitler und Goebbels nach England ab. Goebbels, Tagebuch vom 13.4. 1937: »Wenn der auspackt, das wird alle anderen Emigranten weit in den Schatten stellen.«*

Tages die eine das Kommando bei der Hinrichtung der anderen zu geben hätte« (Jessica Mitford). Jessica war elektrisiert von den subversiven Machenschaften ihrer beiden – ihr persönlich unbekannt – adeligen Vettern Romilly, die an deren militärisch ausgerichteter Schule eine pazifistisch-anarchistische Zeitschrift herausgaben, was für Schlagzeilen in den seriösen Medien sorgte. Der 15jährige glühende Antifaschist Esmond Romilly wurde zum Idol für die zwei Jahre ältere Jessica; sie verfolgte über Jahre die Aktivitäten des Churchill-Neffen, der im Herbst 1936 für die Internationalen Brigaden im Spanischen Bürgerkrieg kämpfte.

Bei einem Heimaturlaub Esmonds lernten sich die beiden kennen und lieben, Jessica setzte sich heimlich ab, sie folgte ihrem Angebeteten in den Krieg, wenn auch in zivilen Diensten. Das chaotische Pärchen, notorisch großtuerisch, ungeschickt und verspielt im Umgang mit Geld, fand sich bald wieder in England. Philip Toynbee, kommunistischer Sohn Arnold Toynbees, zählte zu ihren engsten Freunden. Esmond, strikter Kommunist nach wie vor, probte das Glücksspiel, verkaufte Strümpfe, gründete eine Werbeagentur und widmete sich der kommerziellen Marktforschung, die damals aufkam. 1939 emigrierten sie in die USA, Jessica verdingte

Unity mit Julius Streicher 1938 in Nürnberg. Sie war häufiger Gast in Streichers Familie und verteidigte ihn vor Jessica als liebes »Kätzchen«.

Tom, Jura-Student mit homosexueller Neigung, Mitte der dreißiger Jahre. Diana an Unity: »Der Führer hat sich nach Tom erkundigt. Ich sagte ihm: ›Aus dem Judenknecht ist fast ein Nationalsozialist geworden.‹ Er brüllte vor Lachen und antwortete dann: ›Ihr Bruder ist ein fabelhafter Junge.‹«



sich als Barfrau und Boutiqueverkäuferin und trat der American Communist Party bei. Esmond fiel 1942. Zu diesem Zeitpunkt war Unity ein Pflegefall, Diana war seit zwei Jahren in Haft wie Mosley. Sie ahnte nicht, daß ihre Schwester Nancy, die ihr bereits wieder herzliche Briefe schrieb, sie angeschwärzt hatte und auch nicht, daß Jessica 1943 eine Beschwerde an Onkel Churchill geschrieben hatte, nachdem bekannt worden war, daß die Mosleys begnadigt werden sollten: »Eine Freilassung wäre ein absoluter Verrat, an all jenen, die für die antifaschistische Sache gestorben sind.«

Für Jessica und Diana war das Elternhaus schon ab Mitte der dreißiger Jahre verschlossen geblieben. Keine der notorischen Schwestern hatte im Anschluß an die bewegten Jahre das eigene Tun je widerrufen, bereit oder in abmildernder Absicht zurückgenommen. Sie schrieben sich alle weiterhin, nach wie vor unter Verwendung niedlichster Kosenamen. Zu einem endgültigen Bruch kam es zwischen Diana und Jessica, nachdem der britische Publizist David Pryce-Jones 1976 eine Biographie über Unity veröffentlicht hatte. Jessica, mittlerweile eine prominente US-Autorin, hatte ihm zugearbeitet. Die anderen Geschwister hielten das Buch für ein »nasty« Machwerk. Diana veröffentlichte 1977 ihre Memoiren, worin Hitler freundlich gewürdigt wurde – ein Skandal!

Skandale über Skandale, sie durchziehen das Leben der leidenschaftlichen Schwestern. Keine der Mitfords, weder die linke noch die rechte, hat politische Programme oder auch nur den Ansatz einer Theorie verfaßt. Sie gehören zu den »It-Girls« ihrer Zeit, zu den jungen Frauen mit dem »gewissen Etwas«: Sie fungierten als Gespielinnen, als Schmuck von Männern, die je wenigstens ein Rädchen oder sogar ein Rad der Weltgeschichte bewegten. Die Mitfords inspirierten, beflügelten, waren Mithörinnen, wirkten als Beschleunigerinnen oder Bremserinnen. So ist es mit den It-Girls übrigens bis heute: Man sonnt sich im Strahl des größeren Sterns. Oder: Einer denkt, eine lenkt.

Literaturhinweise:

Rachel Johnson: *Winter Games*, London 2012;

Charlotte Mosley: *The Mitfords. Letters between six sisters*, London (u.a.) 2007;

Jessica Mitford: *Hunnen und Rebellen. Meine Familie und das 20. Jahrhundert*, aus dem Englischen und mit einem Nachwort und Anmerkungen von Joachim Kalka, Berlin 2013;

Karlheinz Schädlich: *Die Mitford sisters*, Düsseldorf 1993;

»Unity Valkyrie Mitford. Hitlers englische Walküre«, in: Anna Maria Sigmund: *Die Frauen der Nazis*, München 2005.

**Autoren dieses Heftes**

Prof. Dr. Thomas Bargatzky, 1946, lehrte als Professor für Ethnologie an der Universität Bayreuth und ist seit 2011 emeritiert.

*Mythos, Weg und Welthaus. Erfahrungsreligion als Kultus und Alltag*, Münster 2007

Siegfried Gerlich, 1967, arbeitet freischaffend als Autor und Pianist.

*Sinn, Unsinn. Sein. Philosophische Studien über Psychoanalyse, Dekonstruktion und Genealogie*, Wien 1992

Benedikt Kaiser, 1987, studiert Politikwissenschaft mit europaspezifischer Ausrichtung. Arbeit derzeit über die Geschichte der Zeitschrift *Criticón*.

*Eurofaschismus und bürgerliche Dekadenz*, Kiel 2011

Manfred Kleine-Hartlage, 1966, ist Diplom-Sozialwissenschaftler in der Fachrichtung Politische Wissenschaft. Er veröffentlicht regelmäßig aktuelle politische Kommentare, Analysen und Essays in seinem Internet-Blog [www.korrektheiten.com](http://www.korrektheiten.com).

*Die liberale Gesellschaft und ihr Ende. Über den Selbstmord eines Systems*, Schnellroda 2013

Ellen Kositzka, 1973, arbeitet als Redakteurin der *Sezession* und als freie Publizistin. Sie erhielt 2008 den Gerhard-Löwenthal-Preis für Journalisten.

*Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb*, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, gründete und führt den Verlag Antaios und ist verantwortlicher Redakteur der *Sezession*.

*Deutsche Opfer, fremde Täter*, gemeinsam mit Michael Paulwitz, Schnellroda 2011

Dr. Erik Lehnert, 1975, promovierter Philosoph, arbeitet als Geschäftsführer des Instituts für Staatspolitik (IfS).

Herausgeber des *Staatspolitischen Handbuchs* (bisher drei Bände)

Martin Lichtmesz, 1976, ist freier Journalist.

*Die Verteidigung des Eigenen. Fünf Traktate*, Schnellroda 2011

Richard Millet, 1953, Lektor, Romancier und Stilist, arbeitet unter anderem für den französischen Traditionsverlag Gallimard. 1994 Essay-Preis der Académie française.

*De l'antiracisme comme terreur littéraire*, Paris 2012

Dr. Michael Rieger, 1972, ist Literaturwissenschaftler, lehrt an der Universität Hamburg und ist freier Publizist.

»Man reist ja nicht, um anzukommen ...« – *Schriftsteller auf Reisen*, Darmstadt 2011

Prof. Dr. Günter Scholdt, 1946, lehrte Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität des Saarlandes.

*Vergeßt Broder! Sind wir immer noch Antisemiten?*, Schnellroda 2013

Adriano Scianca, 1980, studierte Philosophie in Rom und arbeitet als freier Journalist (unter anderem für *Libero, Il Secolo d'Italia*). Verantwortlicher für den Sektor Kultur bei CasaPound Italia auf nationaler Ebene seit der Gründung 2008.

*Riprendersi tutto*, Mailand 2011

Andreas Vonderach, 1964, studierte Geschichte, Anthropologie, Geographie und Politikwissenschaft.

*Sozialbiologie. Geschichte und Ergebnisse*, Schnellroda 2012

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, promovierter Historiker, unterrichtet an einem Gymnasium und ist Wissenschaftlicher Leiter des Instituts für Staatspolitik.

*GegenAufklärung. Gedankensplitter. Notate. Sentenzen*, Berlin 2013



# Der Faschismus der CasaPound Italia (CPI)

von Adriano Scianca

Für einen ausländischen Beobachter mag es schwierig sein zu verstehen, daß Silvio Berlusconi – der einflußreichste italienische Politiker der letzten 20 Jahre – während einer Gedenkfeier am »Tag der Erinnerung« für die »Opfer des Nazifaschismus« (»vittime del nazifascismo«) äußern kann, Mussolini habe »in vielerlei Hinsicht Gutes geleistet«. Und unvorstellbar scheint, daß die Meinung dieses Anführers eines Mitte-Rechts-Bündnisses kein Einzelfall ist im italienischen Gesamtbild: In einer Umfrage, die das Meinungsforschungsinstitut SWG im vergangenen Jahr für ein Programm des öffentlich-rechtlichen Fernsehens durchgeführt hat, beantworteten 47 Prozent der Befragten die Aussage »Der Faschismus hatte gute und schlechte Seiten – sind Sie einverstanden?« mit Ja. »Das ist ein konstantes Ergebnis seit über 15 Jahren«, kommentierte der Leiter des Instituts SWG.

Die Hälfte aller Italiener verbindet also mit dem Faschismus noch heute positive Aspekte. Dies ist erstaunlich, aber sicher ohne Entsprechung im übrigen Europa und kann zu Mißverständnissen und oberflächlichen Interpretationen führen. Man könnte beispielsweise annehmen, daß die Beziehung der Italiener zum Faschismus heute oder sogar seit jeher eine versöhnliche sei und frei von Bitterkeit. Aber das stimmt nicht: Die Partisanen haben nach dem Krieg zwanzig- bis vierzigtausend Faschisten umgebracht – wenn man nur die am Ende des Krieges verübten Racheaktionen in Rechnung stellt. Allein in Reggio Emilia wurden nach 1945 mehr Tote gezählt als während der gesamten Französischen Revolution. Außerdem ist in Italien die größte kommunistische Partei des gesamten Westens verwurzelt. Sie trägt die Verantwortung für einen roten Terrorismus, der einer der blutigsten in Europa war, mit breitem Konsens und wichtiger Deckung von politischer Seite. Erinnert sei an die Jagd auf die Faschisten in den 70er Jahren, die zig Tote hinterlassen hat und Hunderte von Verletzten, und deren Opfer meist sehr jung waren. Noch heute stammen ein großer Teil des Justizapparats und die gesamte Führungsschicht der größten italienischen Partei (Partito Democratico) aus den Rängen des militanten Antifaschismus, und in einigen Regionen und Städten ist die Verbindung zwischen dem aktuellen politischen Extremismus der Linken und der institutionellen Politik sehr eng.

Die Linke in Italien behauptet häufig, daß die Verfassung von 1948 aus juristischer Sicht auf dem Antifaschismus basiere, aber dabei handelt es sich um eine Unwahrheit. Wer den Text liest, wird bemerken, daß das Wort »Antifaschismus« nicht vorkommt. Es existiert eine Version der verfassungsgebenden Versammlung, ursprünglich als »Übergangsversion« gedacht, die jedoch bis heute in Kraft ist und in der man liest: »Die Neugründung der aufgelösten faschistischen Partei ist in jedweder Form verboten. Abweichend von Artikel 48 [der das Wahlrecht regelt] ist per Gesetz festgelegt, daß für einen Zeitraum von mindestens fünf Jahren nach dem Inkrafttreten der Verfassung für die verantwortlichen Führungskräfte

»Im Falle des Faschismus glauben wir tatsächlich nicht, daß man von einem ›reaktionären Modernismus‹ sprechen kann – im Sinne einer antimodernen Ideologie, die versucht, sich der Technologie zu bedienen, um das Ideal einer traditionellen Gesellschaft zu verteidigen oder zu bekräftigen als Schutz vor der Bewegung der modernen Zivilisation. Der Faschismus war nicht antimodern, auch wenn es in seiner Ideologie Elemente einer ›Revolte gegen die moderne Welt‹ gab, die mit der protestantischen und liberalen Zivilisation, reaktionärem, monarchischem Traditionalismus oder mythischer Kulte aus dem ›Heimat-Provinzialismus identifiziert wurde. Der Faschismus hatte eine eigene Vision der Moderne, die sich der Kultur, der Ideologie und dem Stil der liberalen, sozialistischen und kommunistischen Moderne des 20. Jahrhunderts entgensetzte und eine eigene Vorstellung von Moderne im 20. Jahrhundert beanspruchte.«

Emilio Gentile:  
*Fascismo*, 2002





Foto aus: CasaPound Italia  
in marcia, 24.11.2012  
Alessio Pagliaricci

des faschistischen Regimes temporäre Beschränkungen hinsichtlich ihres Wahlrechts sowie ihrer Wählbarkeit gelten«. Das sind Sätze mit Interpretationsspielraum: Ist nun jede Partei verboten, die sich auf den Faschismus beruft oder nur die historische Struktur des PNF (Partito Nazionale fascista)? Der zweite Teil läßt darüber hinaus den Schluß zu, daß Mussolini selbst, wäre er nicht ermordet worden, nach 1953 wieder hätte wählen gehen und in das demokratische Parlament gewählt werden können.

Ein Gesetz von 1952, das sogenannte »legge Scelba«, versucht, diesbezüglich Klarheit zu schaffen, indem präzisiert wird, daß es sich um die Neugründung der faschistischen Partei handelt, »wenn eine Vereinigung, eine Bewegung oder irgendeine andere Gruppe von mindestens fünf Personen antidemokratische Ziele verfolgt, die der faschistischen Partei zu eigen sind, Gewalt verherrlicht, androht oder als Mittel des politischen Kampfes benutzt, oder für die Abschaffung der durch die Verfassung garantierten Freiheit eintritt, oder die Demokratie, ihre Institutionen oder die Werte der Resistenza diffamiert, rassistische Propaganda betreibt oder auch seine Aktivitäten der Verherrlichung von Exponenten, Prinzipien und Methoden der zuvor genannten Partei verschreibt oder öffentliche Kundgebungen faschistischen Charakters ausübt«. Es handelt sich dabei also um eine Spannweite von Verhaltensweisen, die von der tatsächlich die Gesellschaft zersetzenden Aktivität bis zum einfachen Meinungsdelikt reicht. Ein Urteil von 1957 präzisiert jedoch, daß »die Apologie des Faschismus nicht nur in der lobenden Verteidigung desselben liegen darf, um den Charakter einer Straftat anzunehmen, sondern ein Ausmaß annehmen muß, das zur Neugründung der faschistischen Partei führen könnte.« Faschistische Ansichten sind für sich genommen also noch keine Straftat, solange sie nicht in einem tatsächlich die demokratische Ordnung gefährdenden Kontext stehen. Diese Ungenauigkeit hat jedoch bis heute zur Folge, daß diese Normen auf unterschiedliche Art und Weise interpretiert werden, je nach Gericht und von Fall zu Fall, mal einschränkender, mal toleranter.

Die Aktivität von CasaPound Italia (CPI) fügt sich in diesen politischen, kulturellen und rechtlichen Kontext. Die Bezugnahme auf den Faschismus als Hauptquelle der Inspiration für CPI könnte man für selbstverständlich halten, aber auch hier muß man sich vor oberflächlichen Lesarten hüten. Simone di Stefano, der Vizepräsident von CasaPound, hat häufig gesagt: »Als wir angefangen haben, Politik zu machen, haben wir den Faschismus vom Boden aufsammeln müssen«. Das bedeutet, daß in Italien in den 80er und 90er Jahren keiner vom Faschismus als einer tatsächlichen politischen Option sprach, einer konkret revolutionären Idee. Das Umfeld des MSI (Movimento Sociale Italiano), aber auch ein großer Teil der radikalen außerparlamentarischen Rechten dieser Jahre, schlug in Wirklichkeit ein Szenario vor, das bald Fantasy, bald am Ausland orientiert oder bereits »normalisiert« in einem liberaldemokratischen Sinn war. Diese Neofaschisten wußten alles über Codreanu oder den letzten Kampf um Berlin, sie lasen Tolkien und träumten von mittelalterlichen Rittern,

»Das Mißtrauen gegenüber dem zeitgenössischen Modernismus erscheint um so mehr gerechtfertigt, als letzterer sich gegen die Moderne selbst wendet, gegen ihren »empfindsamen« Teil und gegen die futuristische Dynamik, die ihr zu eigen ist [...]. Das Schicksal, welches den modernen Ideologien bestimmt ist, liegt im Zusammenstoß mit der Moderne in dem Maße, in dem sie die Versuchungen der Geschichte mit sich bringt. [...] Dies alles geschieht auf eine Weise, als ob sich die abendländische und egalitäre Ideologie, nachdem sie sich des Schutzes durch die Moderne versichert hat, darüber bewußt geworden sei, daß diese Moderne dort endet, wo sie den abendländischen Idealen widerspricht, da ihr innerer Kern darin besteht, die Welt in Bewegung zu setzen. Eine notwendige Bewegung, um die alte Welt zu verändern; aber was tun, wenn wie der Fluß von Heraklit oder der Pfeil von Zenon, diese nicht zum Stillstand kommt? Was tun, wenn sich die Moderne, die sich als Segment begriff, als eine Kugel erweist und sich immer weiter dreht?«

Guillaume Faye: *Noi ci saremo*, 1983

aber sie hatten weder D'Annunzio oder Marinetti noch Gentile oder Pavolini gelesen, die Heldenepik der Squadristen. Aber auch jene 47 Prozent der Italiener, die »positive Aspekte« im Faschismus sehen, dürfen nicht überbewertet werden: viele von ihnen wählen antifaschistische Parteien, ohne den Widerspruch auch nur zu bemerken.

Aus dieser Situation zog CasaPound einige Schlußfolgerungen. Sie sind unentbehrlich für das Verständnis dieser neuen Bewegung:

- I. In Italien gibt es eine große Bereitschaft, die positiven Aspekte des Faschismus außerhalb seiner Dämonisierung und fern von Vorurteilen zu diskutieren;
- II. Diese Bereitschaft hat vor allem spontanen, folkloristischen und unpolitischen Charakter und wird nicht zwingend in konkrete Handlung übersetzt;
- III. Es gab und gibt immer noch einen heftigen Antifaschismus sowie Repression gegen politisch nicht korrekte Ansichten, die nicht unterbewertet werden dürfen.

Warum aber überhaupt faschistische Konzepte? Für deutsche Leser muß das klingen wie ein Rückgriff in das politische Arsenal finsterner Zeiten. So klingt das in Italien nicht, und es reicht manchmal schon aus, den Liberalen oder den Marxisten zu zeigen, daß der Faschismus eine für das 20. Jahrhundert typische Weltanschauung ist – im Gegensatz zu denen, zu denen sie selbst sich bekennen. Denn der Marxismus stammt aus dem 19., der Liberalismus aus dem 18. Jahrhundert, und niemand kann bestreiten, daß der Faschismus zugleich Synthese und Neuentwurf vor dem Hintergrund gescheiterter Ideologien war und ist. Bei Lichte betrachtet ist der Faschismus heute in der Tat der totale Gegenentwurf zur vorherrschenden Ideologie der Gleichheit und Gleichzeitigkeit. Ernst Nolte hat das vor Jahrzehnten ausgeführt, als er vom Faschismus als dem »Widerstand gegen die Transzendenz« sprach, wobei er den Begriff Transzendenz als »Freiheit in Richtung der Unendlichkeit« verstand, die, als dem Individuum angeboren und als realer Bestandteil der universalen Evolution, droht, das zu vernichten, was man kennt und liebt. CasaPound nennt diese »Transzendenz« einfach »Entwurzelung« und liest Noltés Definition des Faschismus als »Widerstand gegen die Transzendenz« schlicht als »offenen Kampf gegen die Globalisierung«.

Die Vorstellung vom Faschismus als antimodernem, wenn nicht sogar vormodernem Phänomen, außerhalb seiner Zeit, als einem rein barbarischen Einbruch in eine vollkommen friedliche Moderne, ist von den Historikern vollständig beiseite gelegt worden. Ein »militanter« Historiker wie Adriano Romualdi konnte schreiben, daß »der Faschismus wirklich in dieser Synthese liegt zwischen dem Antiken und dem Neuen, in diesem riskanten Versuch, den Geist, den Mythos, die Symbole einer ursprünglichen Tradition in einer Rüstung aus Glas und Stahl zu erhalten. Beton und geometrischer Glanz des 20. Jahrhunderts, benutzt, um die Illusion einer klaren Verbindung mit der römischen Klassik zu erneuern.« Vor nicht langer Zeit hat dieselbe offizielle Geschichtsschreibung die charakteristischen Eigenschaften eines faschistischen Modernismus anerkannt. Denken wir nur an Emilio Gentile, den wichtigsten lebenden Historiker des Faschismus, der geschrieben hat: »Die faschistische Ideologie kann als ein Phänomen des politischen Modernismus verstanden werden, und zwar im Sinne einer Idee, die die Modernisierung akzeptiert und glaubt, die richtige Formel zu kennen, um den Menschen, die vom Strudel der Moderne mitgerissen werden, die Macht zu geben, die Welt zu verändern, die sie verändert, den eigenen Weg zu gehen inmitten dieses Strudels und ihn sich zu eigen zu machen« (M. Berman).«

Diese moderne Sensibilität, dieser heroische Modernismus unterscheiden sich im Grunde nicht von dem, was Ernst Jünger in der Gestalt des Arbeiters entwarf. Dies ist eine Haltung, die sich auch bei dem israelischen Historiker Zeev Sternhell ausformuliert findet. Sternhell beschrieb die Entwicklung zweier, auf dem Weg in die Moderne einander antithetisch gegenüber stehender Ansätze seit dem 18. Jahrhundert: Beim einen zähle, was die Menschen einander gleich mache (das »Projekt der Aufklärung«, das nach Habermas den »philosophischen Diskurs der Moderne« begründet); beim anderen sei ausschlaggebend, was die Menschen unter-

»Und doch ist, ebenso wie die Aufklärung tiefer als Aufklärung ist, auch der Fortschritt nicht ohne Hintergrund. [...] Es gibt einen Rausch der Erkenntnis, der mehr als logischen Ursprunges ist, und es gibt einen Stolz auf technische Errungenschaften, auf den Antritt der schrankenlosen Herrschaft über den Raum, der eine Ahnung besitzt vom geheimsten Willen zur Macht, dem all dieses nur Rüstung für ungeahnte Kämpfe und Aufstände ist und gerade deshalb so kostbar und einer liebevollen Wartung bedürftig ist, als sie noch je ein Krieger seinen Waffen zuteilwerden ließ. Daher kann für uns nicht jene Haltung in Frage kommen, die dem Fortschritt die untergeordneten Mittel der romantischen Ironie entgegenzustellen sucht und die das sichere Kennzeichen eines in seinem Kerne geschwächten Lebens ist. Unsere Aufgabe ist es, nicht die Gegen-, sondern die Vabanquespieler der Zeit zu sein, deren voller Einsatz sowohl in seinem Umfange wie in seiner Tiefe zu begreifen ist.«

Ernst Jünger:  
*Der Arbeiter*, 1932

scheidet: die Geschichte, die Kultur, die Sprache und die ethnische Herkunft. In dem Moment, in dem der Wahnsinn des Freihandels, die Desaster der Globalisierung und die Häufung von Katastrophen jeglichen Optimismus bezüglich des Fortschritts im Kern erschüttern, ist es tatsächlich diese Habermassche Moderne, die in eine Krise gerät. Wer dies schon bedacht und einen anderen Weg in die Moderne vertreten hat, findet sich plötzlich auf der richtigen Seite der Geschichte wieder.

Klar ist: Wir befinden uns im Jahre 2013 und nicht im Jahre 1919. Die Faschisten hatten damals Erfolg, weil sie es verstanden, ihre eigene Zeit zu interpretieren und ihre Epoche zu verstehen. Unsere Zeit verlangt von uns dasselbe, denn der erste Schritt, um als Revolutionäre zu scheitern, wäre, die Epoche zu mißverstehen und in einer imaginären Realität zu leben. Der Faschismus hat, wie jedes historische Phänomen, eine Geisteshaltung und eine spezifische Theorie hervorgebracht. Erstere wird weiter verwendet, letztere muß der Geschichte übergeben werden. Verschiedene rechte Bewegungen in Italien, aber auch in Frankreich, haben CasaPound beschuldigt, gefährliche Zugeständnisse an den Zeitgeist gemacht, sich der Sprache von heute bedient und für die eigene Propaganda auf Elemente der Rockkultur und des Hollywood-Kinos zurückgegriffen zu haben. All das ist für jene schon eine Sünde wider den reinen Geist. CasaPound jedoch glaubt, daß ein Baum, der tiefe Wurzeln hat, seine Äste in jedes Gebiet ausstrecken kann. Die postmoderne Vorstellungswelt ist voller Vitalität, die genutzt werden muß.

Es handelt sich nicht nur um die Aktualisierung der Sprache: Auch die Probleme müssen zeitgemäß erkannt und beschrieben werden. Biotechnologie, Internet, aufstrebende Mächte wie China und Indien, Massenimmigration: Wir können uns nicht mit der politischen Agenda jener begnügen, deren Hauptproblem die Folgen des Versailler Vertrags waren. Und auch die Methoden sind andere: Auf eine Zeit des Friedens können nicht die Mittel des Bürgerkrieges angewendet werden. Der Squadrismus hatte eine ihm eigene heroische Dimension, aber in seinen literarischen Formen gehört er augenscheinlich einer anderen Epoche an und ist heutzutage nicht mehr anwendbar. Es existiert heute ein legaler und institutioneller Rahmen, der unmöglich zu umgehen ist. Innerhalb dieses Rahmens agiert CasaPound.

Es geht ihr um eine Aktualisierung des Faschismus, und der Schwerpunkt liegt dabei erwartungsgemäß auf der Alltagsgestaltung. Für CasaPound bedeutet das konkret: Verwaltung und Bewachung eines besetzten Gebäudes, das sich im Zentrum Roms befindet und in dem dreißig Familien untergebracht sind, die sich in konkreter Wohnungsnot befinden. Dies ist eine Aufgabe, die seit zehn Jahren ununterbrochen und rund um die Uhr erfüllt wird, und zwar ausschließlich von freiwilligen Aktivisten (»Militante« nennen wir sie), mit achtstündigen nächtlichen Wachdiensten und jeweils drei Schichten zu je vier Stunden tagsüber. Dazu kommen Schichtdienste in Pubs und Buchläden – immer auf freiwilliger Basis – sowie traditionellere politische Aktivitäten wie Plakatieren, Aktionen im Sinne der politischen Kampagnen der Bewegung, zwei Konferenzen pro Monat, mindestens eine Versammlung pro Woche undso weiter. CasaPound bemüht sich also um ein Ambiente der »totalen Militanz«, innerhalb dessen der einzelne Aktivist sich selbst der Sache ganz konkret verschreibt, ohne daß ihm Zeit bliebe, sich auf folkloristische oder intellektualistische Abwege zu begeben. Auf diese Art und Weise verliert das Gerede über das Wie, Wann und Wo der Revolution seine Bedeutung, denn der Aktivist ist sich sicher, daß er die Revolution vorantreibt, Tag für Tag, ganz real.

Natürlich stellt sich nach dieser Übersetzung des Faschismus in unsere Zeit die Frage nach dem Namen. Gehört das Wort »Faschismus« zur Geisteshaltung oder zum Vokabular? Trifft es den Wesenskern oder ist es ein Etikett? Viele meinen, daß dieses Etikett zu den Akten gelegt und ein neuer Name gefunden werden müsse. CasaPound sieht jedoch nicht ein, warum der Faschismus die einzige politische Idee sein muß, die nach so kurzer Zeit ihren Namen ändern sollte. Der Vergleich mit dem Christentum erklärt den Ansatz: Es ist offensichtlich, daß ein Gläubiger der römischen Epoche, einer aus dem Mittelalter und einer von heute zugleich derselbe und ein ganz und gar anderer ist. Die Sprache sowie die Formen des Kultes haben sich verändert, aber das, was unverändert geblieben ist, ist der Glaube. Er ist das einzige, was letztendlich wirklich zählt.

#### Literaturhinweise:

Ernst Nolte: *Der Faschismus in seiner Epoche. Action française – Italienischer Faschismus – Nationalsozialismus*, München 1963;

Adriano Romualdi: *Il fascismo come fenomeno europeo*, Roma 1984;

Emilio Gentile: *Fascismo, Storia ed interpretazione*, Roma-Bari 2002;

Ernst Jünger: *Der Arbeiter. Herrschaft und Gestalt*, Hamburg 1932;

Zeev Sternhell: *Contro l'Illuminismo. Dal XVIII secolo alla guerra fredda*, Milano 2007;

Jürgen Habermas: *Der philosophische Diskurs der Moderne*, Frankfurt a.M. 1985;

Guillaume Faye: »Noi ci saremo«, in: *La voce della fogna*, 31 (1983).

## Keine Wahlen – Avantgarde!

Benedikt Kaiser im Gespräch mit Gabriele Adinolfi

**SEZESSION:** Anders als Deutschland pflegt Italien, auch das literarisch-kulturelle, mitunter einen unverkrampften Umgang mit der eigenen Geschichte. Zuletzt wurde dies für den deutschsprachigen Raum auch anhand der Übersetzung des Romans *Canale Mussolini* von Antonio Pennacchi greifbar ...

**ADINOLFI:** Mussolini war zweiundzwanzig Jahre lang an der Regierung in Italien. Während dieser Zeit hat er die Nation modernisiert, die Arbeitszeit reglementiert, die Pflicht zur Sozialversicherung eingerichtet, das Gesundheitswesen reformiert, den Sozialstaat und die allgemeine Schulpflicht eingeführt, bedeutende öffentliche Werke realisiert und die Emanzipation der Frauen vorangetrieben. Er hat damit eine prägende Erinnerung hinterlassen, die von den meisten Italienern positiv bewertet wird – nicht nur bei den Faschisten oder Neofaschisten, sondern häufig auch bei Italienern anderer politischer Gesinnung, die Linke eingeschlossen. Der Mussolini-Kalender ist jedes Jahr ein Renner, im Jahre 2000 war er der meistverkaufte überhaupt, mit über einer Million Exemplaren. In Italien gab es nie einen wirklich klaren Bruch mit der Vergangenheit – nur einige ideologisierte Minderheiten haben ihn vollzogen.

**SEZESSION:** Resultieren daraus andere Möglichkeiten für die italienische Rechte?

**ADINOLFI:** Vielleicht. Sicher ist in jedem Fall, daß es mehr Ansatzpunkte und damit mehr Möglichkeiten gibt. Vor allem aber bietet die Situation Raum für eine nationale Einheit ohne *damnatio memoriae*. Man darf dabei nicht vergessen, daß in den letzten zwanzig Jahren immer wieder die Partei Alleanza Nazionale an der Regierung beteiligt war, eine Partei, die ursprünglich von faschistischen Kriegsveteranen gegründet wurde. Die Partei Lega Nord hat häufig die im Bürgerkrieg gefallenen Faschisten geehrt, Berlusconi oft positiv über Mussolini gesprochen. Aber auch andere Politiker, aus dem politischen Zentrum, und sogar aus dem linken Spektrum haben sich positiv über Mussolini geäußert. Auch in der Bewegung Beppe Grillos mischen sich antifaschistische Bekundungen mit Lobreden auf den Faschismus.

**SEZESSION:** Wird es nicht um so schwerer, dezidiert rechte Positionen zu vertreten, wenn selbst weite Teile der etablierten Politik diese positiven Bezugnahmen aufgreifen, oder würden Sie die Lage – in der Relation – als günstig beschreiben?

**ADINOLFI:** Die Situation war eher günstig, zumindest bis zum Präsidenten-Putsch Ende des Jahres 2011, der die antifaschistischen Minderheiten wieder an die Regierung gebracht hat. Die Bewunderer Mussolinis aus anderen politischen Kreisen laufen kein Risiko, Verwirrung zu erzeugen. Das Problem besteht nur für die faschistisch orientierten Minderheiten, deren Handlungsmöglichkeiten sich häufig als sehr beschränkt erweisen.

**SEZESSION:** Mit ihrem »Centro Studi Polaris« möchten Sie den beschränkten Raum erweitern. Wie darf man sich Ihre Einrichtung und die dazugehörige Zeitschrift vorstellen? Ist hier nachhaltige Bildungs- und Aufklärungsarbeit auch über Ihr Milieu hinaus möglich?

**ADINOLFI:** Das ist ganz einfach. Wir haben etwa hundert Professoren, Forscher, Ökonomen und Wissenschaftler vereint, die konkrete Antworten bieten auf aktuelle Fragen zur Politik, zur Wirtschaft sowie der italienischen Gesellschaft, um ein Europa zu konstruieren, ohne die Souveränität und den Sozialstaat einzubüßen.

Es handelt sich dabei um Lösungsvorschläge, die sich nicht nur an Politiker und Intellektuelle richten, sondern auch an die Gewerkschaften und andere Unternehmerverbände. Wie kann man unbeschadet aus dieser Globalisierungskrise herauskommen? Eine ernsthafte Aus- und Weiterbildung der Politik ist möglich: es bleibt abzuwarten, inwieweit die Politiker sich bewußt werden, daß sie unverzichtbar ist.

**SEZESSION:** Man könnte meinen, daß dieser *think tank* als genuin italienische Beratungsstelle für Politiker und Wirtschaftsverantwortliche bereits einen Schritt weiter ist als rein metapolitisch ausgerichtete Einrichtungen in anderen europäischen Ländern. Ziehen Sie für Ihre konkrete realpolitische Arbeit noch Nutzen aus theoretischen Abhandlungen? Da Sie auch mehrere Jahre in Frankreich lebten: Rezipierten oder

rezipieren Sie für Ihre Bildungsarbeit Denker von dort?

ADINOLFI: Es liegt mir fern, mich meiner erreichten Ergebnisse zu rühmen oder ihre Reichweite überzubewerten. Ein *think tank* will etwas anderes sein als ein einfacher Ort der Reflexion und der Analyse. Wir versuchen, konkrete Vorschläge zu machen. Ziel ist es, zu einer Wende in Italien beizutragen, einer Wende, die politische und parteiliche Kategorien überwinden soll. Es geht darum, ein Gefühl der Einheit des Volkes und der Nation wiederherzustellen, den Enthusiasmus wiederzufinden und auf innovative Art in Europa anzukommen. Man kann sagen, daß wir uns bereits mit einigen Ergebnissen in diese Richtung bewegen, aber es gibt wirklich noch viel zu tun. Theoretische Abhandlungen waren nicht hilfreich für solch ein konkretes Projekt, im Gegensatz zu genauen Vorschlägen, Ergebnissen von Analysen, Kompetenzen, Erfahrungen – ansonsten würde man sich darauf beschränken, Slogans vorzubringen, die zwar richtige, aber realitätsferne Ideen zum Ausdruck bringen. In Frankreich, wenn wir von den modernen Intellektuellen sprechen, schätze ich Alain de Benoist sehr.

**SEZESSION: Trotz Ihrer Einrichtung werden Sie außerhalb Italiens vor allem als ein der Bewegung CasaPound Italia (CPI) nahestehender Vordenker wahrgenommen. Dabei trennen Sie Ihre Arbeit strikt vom CPI-Umfeld. Gab es einen Bruch oder arbeiten Sie und CasaPound einfach am selben Ziel auf anderen Wegen? Wie sehen Sie als wohlwollender Außenstehender die Zukunft CasaPounds: als Wahlformation oder als außerparlamentarische Jugendbewegung – oder gelingt der Spagat?**

ADINOLFI: Zunächst: Ich glaube nicht, daß es angemessen ist für CasaPound, es für mein Geschöpf zu halten. Der Altersunterschied zwischen mir und den Protagonisten, mein Lebenslauf und unsere Nähe haben überall diese einfache Gleichung entstehen lassen, die jedoch Gianluca Iannone, Gründer und Chef von CasaPound, unrecht tut: Er braucht keinen Tutor. Ich unterscheide meine Aktivität von der von CasaPound, es handelt sich dabei um unterschiedliche Projekte. Einer der Hauptfehler jeder »Subkultur« ist der, aufgrund einer verschlossenen Mentalität zu versuchen, alles in mentaler Faulheit auf schlichte Fragen und Antworten zu

reduzieren. Jedoch: Die Wirklichkeit ist in Bewegung, sie ist komplex. Dennoch ist Einheit (also: Identität) möglich, und zwar durch ein gemeinsames Fühlen, eine gemeinsame anthropologische Gerichtetheit zur Welt. Aus dieser Gemeinsamkeit heraus wird der Feind wahrgenommen und identifiziert, besser: jenes, das gegen die eigene Nation, gegen das eigene Volk gerichtet ist. Von hier aus kann es zu einem gemeinsamen Projekt kommen, einer Strategie, einem Ziel. CasaPound ist solch ein Projekt, aber es gibt noch keine Strategie. Bis jetzt haben sie viele andere Dinge gemacht, einige davon sind vorbildlich. Vor allem haben sie Raum erobert und sich in den Medien behauptet. Dabei haben sie es geschafft, nicht ohne Schwierigkeiten und nicht ohne einige Widersprüchlichkeiten, eine kulturelle Revolution in Gang zu setzen, welche den Ursprung (oder auch die Einforderung der Ursprünge) mit dem Original vereint hat. Sie haben vor allem direkte Aktionen durchgeführt, haben Armen geholfen, Waisen, Erdbebenopfern, Obdachlosen und ledigen Müttern. CasaPound ist vor allem lange Zeit ein Zentrum für kulturelle Aktivitäten gewesen.

**SEZESSION: Und nun der Wahlantritt als nächster Schritt?**

ADINOLFI: Hier bin ich persönlich kritisch, da ich meine, daß die zahlenmäßige Vergrößerung zu häufig zu Lasten der Qualität geht und daß die Energie, welche benötigt wird, um die Maschinerie am Laufen zu halten, dann dort entzogen wird, wo sie es der römischen Avantgarde zuvor möglich machte, Avantgarde für alle zu sein, nicht nur für diejenigen mit Mitgliedskarte. Und ich glaube noch etwas anderes. Die Veränderung der Gesellschaft und der Macht fordert autonome Organisationen, transversal und korporativ, in denen Bewegungen wie CasaPound mit allen andern zusammen Platz finden können, wo aber ihre Avantgarde zur wahren Avantgarde neuer populärer Phänomene werden kann, was ich ein wenig im Sinne des Modells des argentinischen Peronismus sehe. Tatsächlich glaube ich nicht, daß man auf die Realität einwirken kann, wenn man sich wie sie so präsentiert, als ob man die Probleme lösen könne und daß sich hinter ihren Fahnen Antworten finden würden. Ich fürchte, daß man da ins Leere läuft. Wahrscheinlich ist das wirklich der Punkt, an dem meine Überlegungen sich von denen von CasaPound unterscheiden.



*Gabriele Adinolfi, 1954, ist Theoretiker der außerparlamentarischen italienischen Rechten. Seit dem Studium engagierte er sich in entsprechenden Zirkeln. Den Turbulenzen der »Bleier-Jahre«, in denen linke und rechte Militante unter maßgeblicher Beeinflussung durch Geheimdienstaktivitäten (»Strategie der Spannung«) Anschläge verübten, entzog er sich durch Exil in Frankreich (bis 2000). In der Folge galt Adinolfi als Vordenker der CasaPound und baute eine unabhängige Ideenschmiede auf.*



## Konservative Gegenrede zu Kurtagićs Thesen

von Günter Scholdt

»Meine Vision der Zukunft ist so grimmig, daß es mir lächerlich vorkäme, mich über irgendwelche Schimpfnamen, die man mir geben mag, zu scheren. Der Preis für die temporäre Feigheit von heute ist der andauernde Horror von morgen.« (S. 6f)

Wer wie Alex Kurtagić so in Debatten einsteigt, verdient Aufmerksamkeit. Sie soll ihm im folgenden zuteil werden, vor allem seiner neuesten Schrift *Warum Konservative immer verlieren*. Darin hält er das »gegenwärtige liberale, egalitäre, progressive Establishment« für besiegt. Denn es repräsentiere keine einheitliche Ordnung, eher »eine Art Regenbogenkoalition aus widerstreitenden und manchmal widersprüchlichen Fraktionen«, die sich »degenerativ«, »desintegrierend« und streßfördernd auswirken (S. 29). Spätestens mit dem Schwinden des Wohlstands wachse das Bedürfnis nach sinnstiftenden Ordnungen, die das Chaos beenden (S. 30f).

Für den dann zu entscheidenden Kampf müsse allerdings die Strategie stimmen, um erfolgreich zu sein. Sie dürfe sich nämlich nicht vornehmlich an Inhalten und rationaler Argumentation orientieren. Um die große emotionale Kraft von Kollektiven freizusetzen, brauche es Utopien, Irrationales, Tagträume von (künstlerischen) Außenseitern und Avantgardisten (S. 13ff). Auch der Mainstream, den man ebensowenig scheuen dürfe wie Popkultur und Marketing, sei beeinflussbar und der Träumer, in dem, was er bewegt, der eigentliche Pragmatiker (S. 16ff).

Manche mögen das bezweifeln oder dabei schwere Einbußen an Substanz befürchten. Doch sollte man vor einem endgültigen Urteil entsprechende Experimente einfach einmal laufen lassen oder mehr noch: ermutigen. Denn selbst größte Skeptiker und Vertreter der reinen Lehre spüren doch schon jetzt Rekrutierungsdefizite als unliebsame Folgen des Mankos, daß viele in unsren Reihen ein gebrochenes Verhältnis zu den Musen haben. Schriftsteller, Künstler, Musiker oder Filmher sind es aber, die nun mal die Mythen und Modelle schaffen, nach denen zahlreiche Menschen verlangen (S. 27; vgl. Scholdt: *Sezession* 39/2010).

Auch darf man nicht unterschätzen, in welcher umfassender Weise sich unsere vorgebliche Informations- mit stetig steigender Tendenz

zur Unterhaltungsgesellschaft wandelt(e), deren Teilnehmer in Sekunden entscheiden, ob sie bestimmte Nachrichten überhaupt aufzunehmen bereit sind. Für die Mehrheit vernichtet eine unattraktive oder auch nur konventionelle Präsentation daher fast schon jegliche Chance, gerade alternative Botschaften überhaupt verbreiten zu können. Wenn sich gegenwärtig vereinzelt tatsächlich einmal Unbotmäßiges in den Mainstream-Medien findet und damit deren Schweigekartell durchbricht, liegt dies meist an der spektakulären Aufmachung (ein Beispiel: der Tanz der Identitären), was Redaktionen mit Einschaltquoten und Geschäft assoziieren. In Sachen origineller Veranschaulichung und Orientierung an Elementarempfindungen haben wir also fraglos Nachholbedarf.

Als diagnostischer Volltreffer erweist sich darüber hinaus Kurtagićs erfahrungsgesättigte Empfehlung, linken Sottisen nicht mehr unvermischt argumentativ zu begegnen, sondern mittels Komik als grausam-effektivste Form des entlarvenden Widerspruchs. »Lacht sie aus!« rät er, nutzt »Satire, denn sobald die Menschen beginnen, über das Establishment zu lachen, beginnt seine Macht zu schwinden. Seit Jahrzehnten hat die Linke von diesen Waffen Gebrauch gemacht. Nun ist es an der Zeit, sie ihre eigene Medizin kosten zu lassen.« (S. 63f)

Umso schmerzlicher registriert man bei uns deutliche Reserven gegenüber solchen Kampfmitteln. Dabei ist ihre Wirksamkeit international längst erwiesen. Ich nenne stellvertretend den Clown Beppe Grillo für Italien oder den Komiker Harald Eia für Norwegen, der dem staatlichen geförderten Gender-Unsinn mit einem Schlag das Licht ausblies. Lächerlichkeit tötet oder zieht also zumindest dort. Aber auch in unserer bestenfalls Infotainment-Politikultur bin ich mir sicher, daß etwa eine Harald-Schmidt-Partei auf Anhieb die Fünf-Prozent-Hürde nähme.

Mit solchen und anderen Ratschlägen stellt Kurtagić die Ampel auf Gegenangriff und Sieg, aber die Konservativen hat er für seine Kampagne – und damit sind wir beim zweiten Teil seines Bands – offenbar abgeschrieben. Er sieht sie als strukturelle Verlierer, von denen man sich schnellstens distanzieren möge (S. 46). Sie seien (teils altersbedingt) schwächlich, vergangenheitsfixiert und verwechselten Tradition mit



Konservatismus als »Vermeidungsstrategie risikoscheuer Individuen, die keine Freude am kreativen Denken und an der Bewältigung neuer Situationen haben.« (S. 37) Tradition bedeute aber Evolution, nicht Stagnation oder museale Restauration (S. 39, 45). Als Langeweiler entfachten sie wenig Begeisterung (S. 40f). Würden sie ja auch »nur dann aktiv, wenn es gilt, drohende Störungen ihres beschaulichen Lebens auszuschalten. Ansonsten sind sie die Allerletzten, die Initiative zeigen, denn Pioniertum bedeutet Risiko, Streß und Unsicherheit.« (S. 38)

Ihrem Ruf als Versager, Verlierer oder Kompromißler gemäß, schreibt Kurtagić, gelingen ihnen günstigstenfalls Teilerfolge (S. 39). Ihre Fortschrittsphobie drängt sie ins politische Abseits; »statt Macht auszuüben und die Menschen zu führen, werden sie zu Museumsführern« (S. 42). Um zu überleben, geben sie sich links und reduzieren damit ihre gesellschaftliche Funktion auf »die Organisation der Kapitulation und des Rückzugs, die geordnete Schlüsselübergabe und das Aufrechterhalten von vergeblichen Restaurationswünschen, damit das Risiko revolutionärer Erhebungen gemindert wird.« (S. 42) Und schlimmer noch: »Nach einem Liberalisierungsschub dient der Konservatismus dazu, den Bürgern eine Verschnaufpause zu gönnen, damit sie sich in Ruhe auf die nächste Welle« gegen die vermeintlich Halsstarrigen vorbereiten können (S. 43). Seine Vertreter agierten also als »nützliche Idioten« des Liberalismus, woraus folgt: »Wir sollten das Etikett des ›Konservativen‹ ablehnen« (S. 46).

Sollen wir? Ich glaube nicht. Kurtagić zeichnet hier nämlich lediglich eine Karikatur des Konservativen. Genauer: Er schildert den sogenannten Konservativen als (bloß ängstlichen wie vergeblichen) Besitzstandswahrer, dessen kümmerliche Existenz mich bereits 2011 zu Kritik veranlaßte: »Denn ein Typ, der, persönlich konsequenzlos, ausschließlich seinen Habitus pflegt, der nicht einmal zu kleinsten materiellen Opfern bereit, nur diffuse Sympathien für diejenigen empfindet, die als versprengte Outcasts ihren Kopf hinhalten, und sein Traditionsbedürfnis durch Maßanzüge in Glencheckdessins, venezianische Fadengläser oder Château Rothschild auslebt, ähnelt einem ausgebombten Herrenhaus, bei dem lediglich die Marmorfassade stehen blieb.« (*Das konservative Prinzip*, S. 74f)

Attacken gegen solche Konservatismus-Mumien oder -Attrappen erfolgen fraglos zu recht – und ich werde sie an anderer Stelle noch verschärfen –, weil dieser Typus die Misere mitverursacht hat. Zudem besteht Verwechslungsgefahr mit jenen wirklich Konservativen, denen meine Sympathie und an besseren Tagen meine Hoffnung gilt. Denn natürlich darf mit solcher Bezeichnung nicht der durchschnittliche, an gänzlich substanzloser Macht interessierte CDU'ler gemeint sein oder gar mancher Grüne, der neuerdings ja ebenfalls (wieder) »konservativ« trägt. Vielmehr geht es um ernsthafte, authentische Versuche, für etwas einzustehen, was um der Zukunft willen unbedingt bewahrens-

wert erscheint. Ohnehin täte man auch bei anderen Initiativen, Institutionen oder Bewegungen gut daran, das Wesen nicht mit den Degenerationserscheinungen gleichzusetzen, die immer drohen, zumal wenn eine Idee im Kollektiv endet.

Auch sollten wir allein deshalb schon am Begriff festhalten, weil es gerade zu den konservativen Tugenden gehört, nicht ständig die Fassade neu zu streichen und aus aktueller Opportunität vergessen zu machen, wer wir eigentlich sind. Schließlich beinhaltet »konservativ« keine austauschbare programmatische Festlegung des Tages, sondern eine seit Jahrhunderten gültige politische Haltung zur Welt, gekennzeichnet durch ein realistisches Bild vom Menschen, der nicht mittels wunschbestimmter Idealisierungen konstruiert, sondern in seinem tatsächlichen Wesen ernstgenommen wird. Daraus erwächst Skepsis gegenüber modernistischer Wichtigtuerei und Illusionslosigkeit hinsichtlich der »großen Pläne«. Konservative akzeptieren und leben Verantwortung in einer Solidargemeinschaft über die eigene Generation hinaus. Sie orientieren ihr Handeln nicht nur an gegenwärtigen Erfolgsaussichten, sondern an dem, was sie für richtig erkannt haben. Insofern scheuen sie sich nicht, auch gegen ihre Zeit und deren sogenannten Wahrheiten bzw. Sirenenrufe zu optieren.

Wir erleben sie als bemerkenswerte Ausnahmen in allen Berufen und Einflußbereichen, als Solitäre unter den Richtern, die (von oben gerügt) den ideologischen Erosionen des Rechtsstaats wenigstens noch punktuell Einhalt gebieten. Es gibt sie vereinzelt unter den Verwaltungsbeamten, (Hochschul-)Lehrern, Kommunalpolitikern, Polizisten, Ärzten, Kirchenvertretern oder wahren Unternehmern und Mitarbeitern in allen Branchen. Sie bemühen sich nach Kräften, dem trügerischen Zeitgeist zu widerstehen, und tragen Konflikte aus, wenn das Gemeinwohl partei- oder gesinnungspolitischen Vorgaben geopfert werden soll. Sie repräsentieren weniger, als daß sie durch praktisches Beispiel wirken. Ohne sie wäre unser aller öffentliches Leben fraglos ärmer, trister und zweifellos noch (politisch) korrupter.

Wenn Kurtagić also dekretiert, »Wer den Liberalismus überwinden will, muß auch den Konservatismus überwinden wollen« (S. 46), sympathisiere ich zwar mit seiner aus Enttäuschung geborenen Temperamentsregung. Aber mir scheint sein Verbalradikalismus nicht zielführend, sondern eher von politischer Romantik diktiert. Bereits rein taktisch gedacht ist solche kämpferische Abgrenzung ein wenig leichtfertig. So viele (zumindest temporäre) Bundesgenossen haben wir denn auch wieder nicht, daß wir alles jenseits der Avantgarde abstoßen sollten. Sonst mag man in Kleinstzirkeln die reine Lehre verkünden oder meinen, daß eine Internetdiskussion mit vielen Blogs den Nabel der Welt birgt. Doch schon einen repräsentativen Saal bekommt man dann viel seltener. Bündnisse wie etwa das Hamburger »Wir wollen lernen!« werden nicht gerade erleichtert. Und die Karawane der wirklichen Gegner zieht weiter.

Aber viel grundsätzlicher: Warum wollen wir gleich ganze politische Bewegungen »überwinden«? Sind das nicht Szenarien vom Ende der Geschichte? Ist nicht schon viel damit erreicht, durch entschlossenen Widerstand den Einfluß bestimmter Weltanschauungen zurückzudrängen? Könnten sie nicht gar, wenn man sich dort auf den Kern besänne, in Teilen Partner sein? Selbst Ideologien, die uns heute extrem feindlich gegenüberstehen und die wir aufgrund ihrer Entartung zu Recht bekämpfen, haben oder hatten ihre historische Berechtigung. Nicht zuletzt der Liberalismus, der uns momentan vor allem sein häßliches Gesicht zeigt als Prinzip des identitätsfeindlichen *anything-goes* zum ökonomischen Nutzen globaler Oligarchien, während er sich zu Zeiten des Freiherrn vom Stein oder der Burschenschaften verdienstvoll um bürgerliche Freiheiten sorgte. Welche sinnvolle Koalition böte sich an zur Wiedereroberung von Positionen, die auch heute noch in Liedern anklingen wie »Die Gedanken sind frei«.



*Als Vertreter eines Konservatismus jenseits aller Weinerlichkeit kann Günter Scholdt (selbst zweifacher Autor der kaplaken-Reihe) Kurtagićs Anwürfe nicht auf sich sitzen lassen. Er spinnt die Debatte weiter, die in Sezession 53 ihren Ausgang nahm.*

mehr. Da kann oder muß es einem doch geradezu Angst werden, im Bewußtsein, daß spätestens unsere Enkel all dies ausbaden werden! Aber es macht hoffentlich zugleich auch wütend und treibt zu Erkenntnis und Auflehnung.

**2.** Keine Antworten: Konservative hätten keine Antworten auf den ständigen Wandel. Denn sie würden »von der Angst zuerst angetrieben und dann von ihr gelähmt« (S. 38). Stimmt das? Eher nicht: Wer angstbesetzt ist, landet heute gewiß im Mainstream, bei den Futtertrögen. Echte Konservative hingegen stehen im Wind. Ich nenne stellvertretend Karlheinz Weißmann als einen der mutigsten »Antwort«geber, den ich kenne. Auch Dieter Stein und viele seines



Und der Sozialismus? Können wir in unserer Kritik an einem alles nivellierenden und pervertierenden Gleichheitsprinzip verdrängen, daß es spätestens mit der Industrialisierung einer kämpferischen Solidarität mit den Arbeitern bedurfte, den Frauen, der Dritten Welt und einem internationalen Wunsch nach Frieden? Das bleibt, auch wenn Martin Lichtmesz zu Recht betont, daß gerade linke Politik das Gegenteil des Versprochenen hervorbringt, »weil sie gewaltsam die Natur des Menschen ausblendet.« (S. 11) Beurteilen wir also auch den Konservatismus nicht nur hinsichtlich seiner gegenwärtigen ärgerlichen Schwundstufe, so muß man viele von Kurtagićs Vorwürfen zurückweisen. Das geschieht nachfolgend unter Bezug auf seine in acht Punkten skizzierten angeblichen »Langzeitmuster des konservativen Versagens« (S. 35):

**1.** Angst: Konservative reagierten angstvoll auf Veränderungen. Mag sein. Aber ist diese Haltung nicht zu einem Gutteil auch berechtigte Sorge, Produkt von Erfahrung und Klugheit? Die dramatisch unsoliden öffentlichen Haushalte, der langsame Ruin unseres einst weltbesten Bildungssystems, die zerrüttete Demographie und Indolenz, mit denen man Imigrationsfolgen medial verleugnet, und vieles

Umfelds, die publizistisch reagiert haben. Thorsten Hinz, diesen an traditionellen Werten orientierten, analytisch abwägenden und gleichfalls schärfstens zupackenden Publizisten. Daneben Tausende im Land, die wenigstens hier und da durch ihre Standhaftigkeit Schlimmeres verhindern: freiheitsbewahrende Wellenbrecher im Mainstream.

**3.** In der Defensive befinden sich Konservative durch den heutigen Zeitgeist in der Tat, aber gewiß nicht reaktions- und risikolos. Inwiefern sie untragbare Kompromisse mit »verantworten«, wird zur Sache des Charakters, nicht zur Grundeinstellung. Nur darf man natürlich Konservative nicht mit Parteipolitikern gleichsetzen, die sich mit diesem Begriff verkleidet haben.

**4.** Nekrophilie: Natürlich heißt Tradition nicht bloß Konservatismus. Niemand von uns empfiehlt, noch Kutschpferde zu halten oder sich ohne Narkose die Galle operieren zu lassen. Dafür bewahrt man Prinzipien und Haltungen, auch wenn sie momentan reihenweise über Bord geworfen werden. Für Preußen etwa galt stets eine (wie eingeschränkt und patriarchalisch-repressiv auch immer verwirklichte) Grundidee öffentlicher Fürsorge. Gegenwärtig erleben wir, welche Probleme daraus entstanden, daß der Sozialstaat in Teilen ausgeföhrt ist und eine quantitativ inakzeptable Schicht an Leistungsempfängern hat entstehen lassen, einschließlich einer üppig ins Kraut schießenden Sozialindustrie und Gesinnungsbürokratie. Welche Zukunftshypothek hier eingetragen wurde, ist jedem Verständigen einsichtig. Konservative werden dennoch auch in schwierigen Zeiten den Sozialstaat

nicht infrage stellen, aber ihn gerade deshalb verschlanken, vor Überforderung und Schmarotzern schützen und seine Finanzierung durch Vorsorge rechtzeitig sichern wollen, ungerührt von modisch-populären Vorwürfen »sozialer Kälte«.

5. Langeweile wird dabei nicht zu vermeiden sein, und ich weiß, dies ist ein struktureller Nachteil, wo Politik vornehmlich als Showgeschäft läuft. Dennoch wünschte ich mir einen Finanzminister, dessen »Ceterum censeo« auf eine geradezu einfallsslose ewige Litanei hinausläuft, das öffentliche Sparschwein nicht gänzlich zu zertrümmern. Das Gleiche gilt für Grundschulleiter, die weniger durch bunteste, medientaugliche Kuschelaktivitäten auffallen als dadurch, daß die Kinder fast durchgängig noch lesen, schreiben und rechnen können. Und ich wünsche mir einen Polizeipräsidenten, der statt rabulistischer, politisch erwünschter Statistiken durch Klartext und Taten brilliert. Wem dieser alltägliche Konservatismus zu bieder und unspektakulär erscheint, kommt sofort auf seine Kosten, falls er dergleichen Ansichten gegenüber anderen Lobbyisten öffentlich sichtbar verächtlich. Bereits ein simpler Widerspruch, eine kritische Nachfrage, wenn die linke Gesinnung marschiert, kann echte Abenteuergefühle vermitteln.

6. Alter: Daß Konservative häufig erst im gereiften Alter dazu werden, durch Realitäten »überfallen« und belehrt, dürfte stimmen. Ob dies (in einer trotz aller aktuellen Demographie stets jugendlich definierten Gesellschaft) ein nicht zu kompensierender Makel ist, will ich wegen Befangenheit nicht entscheiden.

7. Bedeutungslosigkeit: Richtig ist, daß eine »Fortschrittsgesellschaft« Unangepasste an den Rand drängt. Ganz bedeutungslos und bloßer »Museumsführer« wird der Konservative damit jedoch noch nicht. Die überschießende Vehemenz, mit der man diese tatsächlichen Querdenker bekämpft, läßt auf eine weniger marginale Wirkung schließen.

8. Verlierer: Ja, Konservative haben sich (bis zum großen Krach) in der jüngsten Moderne auf Niederlagen einzustellen. Ob das auf Dauer so bleibt, wird man sehen. Aber mit der Mehrheit zu triumphieren, wäre gewiß keine Alternative, sondern nur schändlicher, gemäß Friedrich Georg Jüngers Abschiedslied im Gedichtband *Der Taurus* (1937):

*»Ruhm nicht bringt es, eure Schlachten  
Mitzuschlagen.  
Eure Siege sind verächtlich  
Wie die Niederlagen.«*

Fürchten müssen Konservative allerdings die Zwickmühle, in die sie dadurch geraten, daß sie einfach nur nach bestem Wissen und Gewissen »ihr Ding« machen. Als vorbildliche Pflichterfüller tragen und stabilisieren sie somit ein Staatswesen, das zum Großteil in die Hände von Dilettanten, Profiteuren und ideologischen wie politischen Hasardeuren gefallen sein dürfte. Sie rechtfertigen ihre konstruktive Haltung durch den Hinweis, daß sie zwar einen gewaltigen po-

litischen Kladderadatsch erwarten oder nicht ausschließen, aber ihn auch nicht aktiv befördern wollen. Letzteres, weil sie ihren Nachkommen wenigstens noch intakte Sozialoasen hinterlassen wollen. An ihnen soll es nicht gelegen haben, wenn die befürchtete Katastrophe eintritt.

Manche hat der Blick auf die Geschichte auch zu überzeugten Evolutionisten werden lassen, sehen sie darin doch allen spektakulären Erfolgen einer radikalen Wende zum Trotz die schnellste Art der Veränderung. Die ihnen vor Augen stehenden historischen Beispiele zeigen nämlich bei abrupt-revolutionären Umbrüchen zugleich den konterrevolutionären Gegenschlag, der selten ausbleibt und auf lange Sicht die mit hohem Tempo errungenen Erfolge wieder egalisiert. Auf der anderen Seite haben sie (schmerzlich) erfahren, wie etwa seit der Adenauer-Zeit mit einer steten Folge kleiner Gesetzesschritte eine fast völlig neue Republik erstand, in der sich Einheimische und Erinnerungsfähige zuweilen recht fremd vorkommen.

Andere Konservative glauben, daß es weniger auf Systeme ankommt als die jeweiligen Eliten und das von ihnen vermittelte Ethos. Einige allerdings verpassen dabei den Moment zum Ausstieg, wenn Nothilfe zur verantwortungslosen Kumpanei wird und schon um der Selbstachtung willen nur mehr die Sezession bleibt. Wieder andere sind mit guten Gründen noch nicht bereit, ein völlig zerschossenes Schlachtfeld zur sofortigen Neugruppierung zu verlassen, bergen sich in politischen Fuchslöchern und hoffen, daß es nicht gänzlich verlorene Posten sind. Und völlig überflüssig sind sie gewiß nicht, sondern Mahner, Wegweiser für Junge, Alternative zur Dekadenz, Ärgernisse ihrer Gegner, die sonst noch leichter zur umfassenden Meinungsschlacht ansetzen können.

Demgegenüber erwarten weniger Duldsame gar nichts mehr von diesem System und distanzieren sich von Rettungsversuchen, weil es die Misere nur hinauszögere. Sie verachten jene Bremsen, mißbilligen ihre täglichen Kompromisse, die ja zugegebenermaßen allzu häufig bloßer Machterhaltung dienen. Sie treten bewußt unter anderen Bezeichnungen auf, nennen sich »Neue Rechte«, »Identitäre«, »Avantgardisten« oder »Traditionalisten«, wobei mir hiermit allerdings begrifflich nur der echte Konservative durch die Hintertür wieder hereingeholt scheint (S. 34, 81).

Wer hat recht? Der Streit entspannt sich, wenn wir die Verhältnisse weniger zentralistisch betrachten. Falls Konservative ebenso wie die stärker profilierten neuen Bewegungen das politmediale Establishment in seiner verantwortungslosen Zukunftsvergessenheit erkennbar herausfordern, klärt sich die Lage. Dann sorgt (bei aller gewiß sinnvollen und subjektiv berechtigten Differenzierung) schon der Feind durch seine pauschale Diffamierung dafür, daß eine Aktions- oder Widerstandsgemeinschaft vernünftigerweise gewahrt bleibt. Marschieren wir meinetwegen getrennt, um vereint zu schlagen. Zumindest Moltke war damit erfolgreich.

## Vor dem Bücherschrank (I)

von Michael Rieger

Heinrich von Kleists *Hermannsschlacht*, Annette von Droste-Hülshoffs *Geistliches Jahr*, Peter Roseggers *Jakob der Letzte*, Ernst Wiecherts *Das einfache Leben*, Hans Grimms *Heynade und England ...* Sie alle haben ihren Platz in der deutschen konservativen Literatur. Beim Stöbern im Bücherschrank erinnern auch die verstaubten Titel, den andernorts üblichen Vereinheitlichungen und Banalisierungen zum Trotz, an eine viel weitere und tiefere Wirklichkeit.

Wie etwa Achim von Arnims *Die Kronenwächter* (1817), ein vergessenes Geflecht biblischer und mittelalterlicher Motive, das so »nur in Deutschland möglich« und für Nichtdeutsche »vollkommen unbegreiflich« gewesen sei, wie Georg Herwegh anmerkte. Dabei besitzt der Hintergrund des Romans nichts Kryptisches: 1806 markierte das Ende des tausendjährigen Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation, und als kurz darauf Napoleon niedergekämpft war, blieb die deutsche Nation zersplittert zurück, auf der Suche nach ihrer politischen Form. In diesem Zusammenhang erinnert Achim von Arnim an »große Hoffnungen aus früheren Tagen«, an das »heilige Geschlecht« der Hohenstaufen. Zwischen 1475 und 1519, als »das Himmliche ... noch nicht so weit der Erde entrückt« war, läßt Arnim mit der Figur des Berthold einen Nachfahren der Staufer auftreten. Doch deren Herrschaft endete schon 1254 – seither sitzen andere auf dem Kaiserthron, wie der Habsburger Maximilian I. Der fühlt seine Macht aber von dunklen Mächten bedroht: Denn der skrupellose, vor Mord nicht zurückschreckende Geheimbund der Kronenwächter, »zwölf alte, starke, geharnischte Männer«, will die Staufer zurück auf den Thron heben, sie allein seien als legitime Nachfahren zur Herrschaft übers Reich berufen. »Es gehe schon lange die Sage von Sprößlingen der Hohenstaufen, die in einem unzugänglichen Schlosse der Zeit warteten, den Kaiserthron zu erstreiten.« Dort blinke »in einer kristallinen, matt geschliffenen Schale« die Krone, »ein schlechter goldner Reifen über einen eisernen Ring geschmiedet«, Symbol der alten Einheit des Reiches, die auch eine von Glauben und Macht war. Und so läßt sich Berthold, dessen Herkunft bis zu Karl dem Großen zurückreicht, mit den wahrlich schrägen Kronenwächtern ein.

Malt Arnim eine Utopie mittelalterlicher Restauration? Der Roman sträubt sich, voller ironischer Brüche, gegen jede eindeutige Interpretation. Daß Berthold auf die ausgebrannten »Überbleibsel« von Barbarossas Palast stößt, deutet zwar Nachfolge an; daß er darauf aber eine Tuchfabrik errichtet, weist ihn als Krämerseele aus. Politisch ist mit Berthold so wenig los wie mit dem Kaiser selbst, den verbohrtten Kronenwächtern und den anderen edlen Nachfahren, die in verfallenden Burgen hausen. Vom Blitz getroffen, stirbt Berthold in der Staufergruft des Klosters Lorch, wo in Marmor gehauen steht: »Daß ein Geschlecht vergehe und das andre komme, und die Erde indessen unbeweglich bleibe und ein jegliches Ding seine Zeit und alles unter dem Himmel seine Stunde habe, dessen gedenket man nicht«.

Die alte Zeit ist längst dahin, alle sind abgefallen vom Glauben an die alten Werte vom Reich; das Vergangene zurückzuzwingen, wie die Kronenwächter es erträumen, muß als Farce enden. Das Ideal der Krone aber, ewig gültiges Muster wahrer Ritterlichkeit und Goldener Zeit, geht nicht verloren, nur weil die Menschen ungläubig oder schuldig geworden sind oder unfähig, ihre eigenen Schätze als solche zu erkennen. Mögen die Heiligen der Erde »entzogen« sein und die Engel sich »verstecken«, den »heiligen Dichtungen« gleich ist es die Aufgabe der Literatur, das Erbe fortzuschreiben.

Für Emanuel Geibel war Arnim somit selbst »der treue Kronenwächter / Altdeutscher Gottesfurcht und edler Sitte«. Für den Kronenwächter des 20. Jahrhunderts, Reinhold Schneider, verfehlten Arnims Charaktere »die Vereinigung des Alten mit dem Neuen, die Bewahrung, Wiedergewinnung des Erbes durch dessen rechte Wandlung«, da ihnen der eigentliche, der innere Adel abhanden gekommen sei. Weder im fortschrittlichen Fabrikbau noch im okkulten, eisernen Beharren lebe das kostbare Erbe weiter, sondern allein in Arnims aktueller Ahnung, »daß die Krone Deutschlands nur durch geistige Bildung erst wieder errungen werde.«

Als Adalbert Stifter die *Bunten Steine* (1853) veröffentlichte, waren seine liberalen Illusionen von 1848 dahin. Ihn interessierten immer weniger die Kräfte, »die nach dem Bestehen des Einzelnen zielen«, als jene, »die nach dem

Bestehen der gesamten Menschheit hinwirken, die durch die Einzelkräfte nicht beschränkt werden dürfen, ja im Gegenteile beschränkend auf sie selber einwirken«. Stifters Absage an Individualismus und »Selbstsucht« führte ihn zur Erkenntnis vom »sanften Gesetz ... , wodurch das menschliche Geschlecht geleitet wird«.

In den alltäglichsten Momenten und zwischenmenschlichen Beziehungen hat Stifter dieses Gesetz ebenso gefunden wie »in der Ordnung und Gestalt, womit ganze Gesellschaften und Staaten ihr Dasein umgeben«. Überall wirkt es, verborgen, still, sanft. Wie die Naturgesetze die Welt erhalten, so erhält das sanfte Gesetz die Menschen: »Es ist das Gesetz dieser Kräfte das Gesetz der Gerechtigkeit, das Gesetz der Sitte, das Gesetz, das will, daß jeder geachtet geehrt ungefährdet neben dem andern bestehe, daß er seine höhere menschliche Laufbahn gehen könne, sich Liebe und Bewunderung seiner Mitmenschen erwerbe, daß er als Kleinod gehütet werde, wie jeder Mensch ein Kleinod für alle andern Menschen ist. Dieses Gesetz liegt überall, wo Menschen neben Menschen wohnen, und es zeigt sich, wenn Menschen gegen Menschen wirken.«

Was Stifter hier formuliert, ist das Bild eines ewigen Gefüges und Maßes: Nur in ihm ist

Noch vor den großen Theoriewerken wie Othmar Spann's *Der wahre Staat* (1921) oder Moeller van den Brucks *Das dritte Reich* (1923) war es ein literarischer Text, welcher der Konservativen Revolution eine spezifische Kontur verleihen sollte: Ernst Jüngers *In Stahlgewittern* (1920). Schon der Titel deutet den Krieg als Naturgewalt: Der Autor setzte sich den Elementen aus. Der Ästhet an der Front. Krieg wurde hier als übermächtige Wucht erfahren, nicht geprägt von persönlicher Feindschaft, sondern »sportsmännischer Achtung«, nicht moralisch verworfen, sondern unsentimental und in aller Klarheit beschrieben. Alle Aspekte dieser Haltung mußten den Bürger damals wie heute befremden, das Archaische, das Heroische, Todesmut und Todesnähe. »Unvergeßlich sind solche Augenblicke auf nächtlicher Schleiße. Auge und Ohr sind bis zum äußersten gespannt ... Der Atem geht stoßweise; man muß sich zwingen, sein keuchendes Wehen zu dämpfen. Mit kleinem, metallischem Knacks springt die Sicherung der Pistole zurück; ein Ton, der wie ein Messer durch die Nerven geht. Die Zähne knirschen auf der Zündschnur der Handgranate. Der Zusammenprall wird kurz und mörderisch sein. Man zittert unter zwei gewaltigen Gefühlen: der gesteigerten



das »Recht des Ganzen vereint mit dem des Teiles«. Und so sieht Stifter auch sehr genau voraus, was zu erwarten ist, sollte dieses Gesetz vernachlässigt werden: »Der einzelne verachtet das Ganze, und geht seiner Lust und seinem Verderben nach, und so wird das Volk eine Beute seiner inneren Zerwirrung oder die eines äußeren wilderen aber kräftigeren Feindes«. *Quod erat demonstrandum*. Daß Stifter so akribisch Bäume, Sträucher und Waldwege beschreibt, dieses ganz neue, ganz alte Sehen, verweist auf die unendlich verzweigte, überindividuelle Ordnung – mit Granit, Turmalin, Bergkristall wollte Stifter »ein Körnlein Gutes zum Bau des Ewigen« beitragen. Sein legitimer Erbe, Peter Handke, verortete Stifters Werk zu Recht in der Tradition der *Georgica* des Vergil. So weit reicht diese Wahrnehmung der Welt zurück, und nichts könnte weniger modisch, weniger beliebig sein als Stifters Texte, denn »die Langsamkeit der stillen und sanften Prozeßion seiner Dinge, Landschaften, Helden«, so Handke, sei eine Literatur des »Reichenschaftgebens«.

Aufregung des Jägers und der Angst des Wildes. Man ist eine Welt für sich, vollgesehen von der dunklen, entsetzlichen Stimmung, die über dem wüsten Gelände lastet.«

Adrenalinschub und Grenzerfahrung führten Jünger weit hinaus in die Verwüstung, in die unbeherrschbare Materialschlacht, ins apokalyptische Szenario eines »ungeheuren Getötes«: »Mit tränenden Augen stolperte ich zum Vaux-Wald zurück, indem ich, durch die beschlagenen Fenster der Gasmasken geblendet, aus einem Trichter in den anderen stürzte. Diese Nacht war, mit der Weite und Unwirtlichkeit ihrer Räume, von gespenstischer Einsamkeit. Wenn ich in dieser Finsternis auf Posten oder umherirrende Versprengte stieß, hatte ich das eisige Gefühl, daß ich mich nicht mehr mit Menschen, sondern mit Dämonen unterhielt. Man schweifte wie auf einem riesigen Schuttplatz jenseits der Ränder der bekannten Welt.«

In Regniéville wurde Jünger mit einer »gewaltsamen Aufklärung« beauftragt: Eindringen in feindliche Gräben, Gefangene nehmen.



Am 23. September 1917 zieht Jünger mit vierzehn Mann los, das Unternehmen beginnt mit einem Handgranatenkampf, es geht kreuz und quer durch Laufgräben, vor Jüngers Augen verschwinden »schattenhafte Gestalten« – wie sie auch Odysseus und Äneas bei ihrem Gang in die Unterwelt begegnen. Eine Granate geht hoch, Jünger wird leicht verwundet, immer tiefer geht es »in die öden, pulverdampfverhangenen Gräben hinein«, die Soldaten verlaufen sich und tauchen plötzlich nicht mehr auf, niemand weiß mehr, wo er eigentlich ist, unter weiteren Angriffen aus dem Dunkel verstricken sich die Reste von Jüngers Trupp »immer tiefer in das Grabengewirr«, bis das Scheitern des Einsatzes nur noch den Rückzug erlaubt, unter Gewehrsalven geht die Flucht übers Niemandsland zurück, zehn Mann sind verschwunden, gefallen, wurden gefangengenommen, mit nur vier Mann kehrt Jünger zurück. »Ich habe im Krieg manches Abenteuer bestanden, doch keins war unheimlicher. Noch immer gerate ich in eine beklemmte Stimmung, wenn ich an unseren Irrweg durch die unbekanntenen, vom kalten Frühlicht erhellten Gräben zurückdenke. Es war wie in einem labyrinthischen Traum.«

Manchmal stößt man auf einen Text, dessen starker Reiz in einer merkwürdigen Ferne, ja Fremdartigkeit liegt. So ging es mir vor 20 Jahren mit der *Silberdistelklause* (1947) von Friedrich Georg Jünger. Goethisch-anachronistisch war hier ein eigener, schlichter Ton angeschlagen, skeptisch, sperrig, heiter, heil: »Was denn hilfts dem steten Frager, / Daß er einen Baum entrindet, / Wenn er hinter jeder Frage / Eine neue Frage findet. // Gib es auf, den Grund des Grundes / Mit der Nadel zu ergründen. / Glaubst du hinter jeder Türe / Eine neue Tür zu finden?«

Solch unmoderne Abgeklärtheit kommt nicht von ungefähr, sie hat ihre Vorgeschichte. Mit dem älteren Bruder Ernst war auch Friedrich Georg Jünger aus den Stahlgewittern von 1914/18 hervorgegangen, schwer verwundet; als konservativ-revolutionärer Publizist übertrumpfte er Ernst bisweilen in verbalem Radikalismus: »Wäre es nicht ein furchtbarer Gedanke, die Demokraten mit Knüppeln totschiessen zu müssen? Wohin sollten so fruchtlose Anstrengungen führen. Die wachsende Oekonomie des modernen Lebens verlangt Präzisionsinstrumente der Vernichtung.« Als dann die präzise Vernichtungsmaschinerie des Nationalsozialismus ihre Arbeit tat, hatten die Brüder schon den Rückzug angetreten, ihren Weg vom polemischen Aktionismus zur Kontemplation, der sich bei Friedrich Georg als bis zur weltanschaulichen Identifikation gehende Aneignung der griechischen Mythologie darstellte.

Bei Besuchen in einem abgelegenen Voralberger Bauernhaus entstanden filigrane Dialoge mit der Natur, geschrieben, während alles drum herum kaputtging, wie auch nach dem Zweiten Weltkrieg. So hat diese *vita contemplativa* die Erfahrung, die historischen Extreme ausgelotet zu haben, als Voraussetzung. Entsprechend geht es wiederum um einen gereiften, aber nicht we-

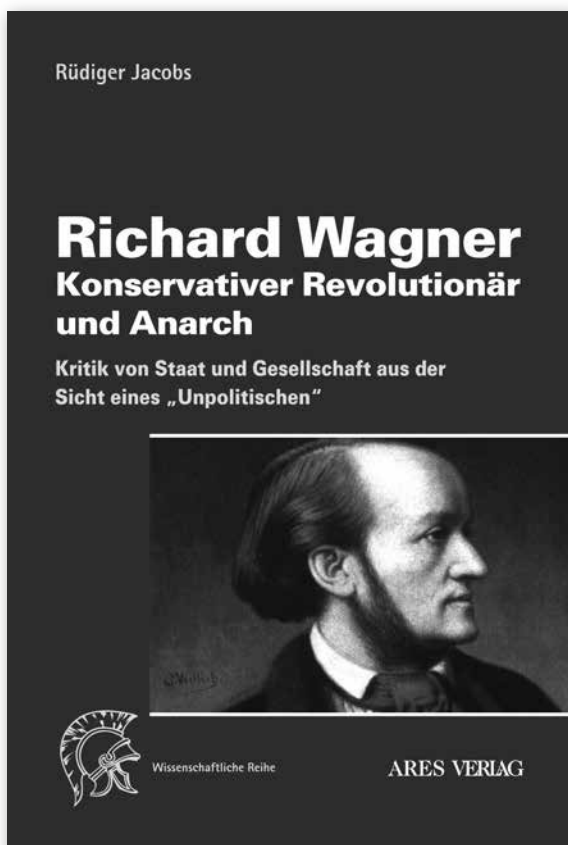
niger radikalen Gegenstandpunkt, um eine Antithese der zeitlosen Ruhe »in einer ruhelosen Zeit«. Weil die Gegenwart von bürokratischem Zwang beherrscht ist und der einzelne mit der Masse verschwimmt, sich alles dem »Zweck« und einem verabsolutierten Verstand zu fügen hat, der schon oft genug »in Gräben« gelandet ist, bleibt dem »geistigen Menschen«, selbst wenn »der Wind die Hütte biegt«, nur noch der Rückzug ins »Versteck«, um zu »entweichen«, sich jenen Köpfen zu entziehen, »welche diese Welt vernutzen«. Hier klingt auch Jüngers schon vor Ausbruch des Weltkriegs entwickelte Technikkritik an: »Wollt ihr aber statt der Flüsse / Durch das Land Kanäle treiben, / So gelüstets mich nicht länger, / Hier in diesem Land zu bleiben.«

Die Absage an eine nur noch »vernutzte«, verwaltete Welt gleicht der Übersiedlung ins Land der Dichter, wo man nicht »mit Scharfsinn ausbeutet«, sondern »in Bildern deutet«. Konkreter Rückzugsraum ist die Voralberger Abgeschiedenheit, wo auf den Wiesen rund ums Haus Silberdisteln wachsen, die zur symbolischen Ausdeutung einladen: Die mönchische »Klause« steht fernab vom Treiben, ganz wie die widerspenstig-widerständige Distel sich unantastbar von der Außenwelt abkapselt. Konsequenterweise erhebt Jünger sie zum Wappenzeichen eines »freien Bettlerordens«, auf die historischen Vorbilder anspielend, die in ihrer Kargheit, Weltabgewandtheit, Naturnähe, in der Meditation auch Vorbild für die Dichter sind – die gleichfalls einen verstreuten, schlechtbezahlten, »freien Bettlerorden« bilden, wie auch die Vögel, die hier und da herumfliegend, Nahrung suchend ihre Lieder singen. So werden Religion, Natur und Literatur verknüpft; was die Ratio auseinanderreißt, wird von Jünger poetisch zusammengeführt, »mit dem Mut des Liebenden«. Damit erweist sich Jüngers Gegenbild zum Mitzen im korrupten Weltgeschehe als dichterische Sezession: »Damals fand ich als ein Zeichen, / Dass der Dichter anders lebe.«

»Anders«: Einem Mönch, einem indischen Asketen verwandt, strebt Jünger »eine andere Elementarität« an, wie es zeitgleich in einem Brief heißt. Außerhalb von Organisationen und Zwängen stehend, werden ganz andere Energien spürbar, eben jene der Natur, des Mythos, der Tradition, der Ewigkeit. Auf sie vertrauend, bleibt eine »freie Bewegung« möglich. Diese zu gewinnen ist gleichermaßen Zivilisationskritik und Selbstverteidigung, denn »der Mensch ist nicht so abhängig von den mechanischen und historischen Bedingungen, daß er ihnen im Gang der Ameise zu folgen hätte«.

Über Novalis wäre noch zu sprechen, über Ricarda Huch, über Wilhelm Schäfer, auch über ... – doch der kurze Blick auf die Kronenwächter und Krieger, Gesetzgeber und Dichtermönche macht schon deutlich, daß konservative Literatur nur dort entsteht, wo man sich dem Unverbindlichen entzieht. Sie verbindet uns mit den Bildern der Vergangenheit, mit der Natur und mit dem, was hinter der Natur liegt. Es ist eine Literatur des Primären.

# AUS UNSEREM PROGRAMM



ISBN 978-3-902732-17-0

Rüdiger Jacobs

## RICHARD WAGNER Konservativer Revolutionär und Anarch

336 Seiten, brosch.

€ 29,90

Richard Wagner darf, wie seine zahlreichen Auseinandersetzungen mit dem Zeitgeschehen beweisen, keinesfalls nur als Komponist betrachtet werden darf; er war auch ein revolutionärer Schriftsteller, dessen Überlegungen ins Überpolitische weisen. Seine Gedankengänge lassen ihn als einen Konservativen Revolutionär und Anarchen erkennen, der zu einer neuen (anarchischen) Weltordnung beitragen wollte. Anders als die bisherigen Ansätze will die vorliegende Arbeit neue Impulse für die Auseinandersetzung mit dem (un-)politischen, aber doch revolutionären Gehalt der Schriften Wagners vermitteln.

ISBN 978-3-7020-0858-1

Walter Schertz-Parey

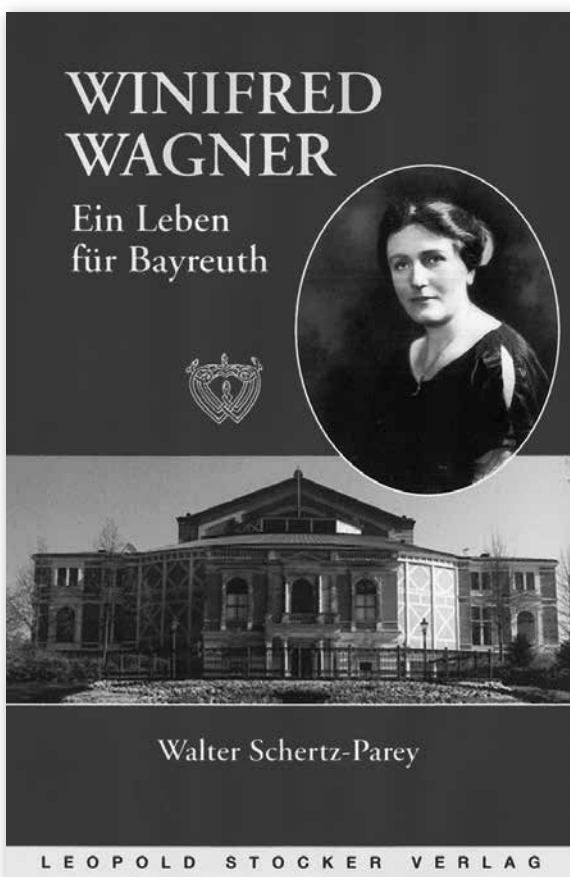
## WINIFRED WAGNER Ein Leben für Bayreuth

298 Seiten, zahlr. S/W-Fotos, Ln.

**Jetzt nur € 7,95, vormals € 19,90**

*Nur direkt über die Versandbuchhandlung  
BÜCHERQUELLE erhältlich*

Richard Wagners Schwiegertochter Winifred leitete die Bayreuther Festspiele von 1931 bis 1944 ganz im Geist des Komponisten. Nach dem Krieg wurde sie wegen ihrer engen Freundschaft zu Adolf Hitler immer wieder heftig angegriffen. Dieses Buch kann gestützt auf bisher unzugängliche Privatarhive alle Verleumdungen widerlegen und bemüht sich, ein faires Bild vom Wirken dieser großen Dame unseres Kulturlebens zu zeichnen. Mit zahlreichen bisher unveröffentlichten Fotos!



# ARES VERIAG

[www.ares-verlag.com](http://www.ares-verlag.com)

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über:  
„Bücherquelle“ Buchhandlungsgesellschaft m.b.H.  
A-8011 Graz, Hofgasse 5, Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612,  
E-Mail: [office@buecherquelle.at](mailto:office@buecherquelle.at) oder in Ihrer Buchhandlung

## Soldatentum – Eine Streitschrift für die Streitkräfte

Erik Lehnert im Gespräch mit den Herausgebern

Im Spätsommer 2011 standen an der Bundeswehr-Universität München die drei studierenden Offiziere Martin Böcker, Larsen Kempf und Felix Springer im Fokus einer hysterischen Berichterstattung. Sie hatten in der Studentenzeitschrift *Campus* unbequeme Fragen nach dem Selbstverständnis des deutschen Soldaten im 21. Jahrhundert gestellt und dafür einen Maulkorb der Uni-Präsidentin erhalten. Zwei Jahre später haben die »Campus 3« (so der Skandalname) ein Buch herausgegeben, das – unterstützt von anderen Autoren – den Faden von damals aufnimmt und auf die noch immer offenen Fragen weiterhin nach Antworten sucht.

**SEZESSION:** Euer Buch heißt *Soldatentum* und be-  
gibt sich auf die Suche nach »Identität und Be-  
rufung der Bundeswehr« heute. Der Titel klingt  
ungewohnt und läßt Raum für Assoziationen.  
Was ist damit gemeint, was ist die Idee des Sol-  
datentums?

**BÖCKER:** Auf der einen Seite stehen die zeit- und  
ortlosen Tugenden des Soldaten, also Kame-  
radschaft, Tapferkeit, Treue, mitdenkender Ge-  
horsam, Manneszucht. Aber das gilt für jeden  
Kämpfer zu jeder Zeit in jedem Land und auch  
in jedem System. Soldatentum in unserem Sinne  
braucht auch die Rückbindung an eine Idee des  
Guten, die zu benennen in Deutschland durch  
mindestens zwei Umstände erschwert wird: Die  
pluralistische Gesellschaft bietet keine allge-  
meingültige Idee des Guten; die tatsächlichen  
Gründe für die militärische Gewaltausübung  
werden verschleiert.

**SPRINGER:** Der Begriff »Soldatentum« umfaßt  
alles, was am Soldaten Prinzip ist, was ihn un-  
verzichtbar ausmacht. Er klingt heute dort unge-  
wohnt, wo es keine Klarheit mehr darüber gibt,  
was dieses Unverzichtbare ist. Wir haben – nicht  
abschließend, aber weitgreifend – dargelegt, wie  
die Bundeswehr heute in ihrem Selbst-, Fremd-  
und Feindbild vom Verlust unverzichtbarer Ele-  
mente des Soldatischen bedroht ist und wie die-  
sem Prozeß entschlossener Widerstand geleistet  
werden muß. Die schwerwiegenden Mängel in  
der geistigen wie materiellen Substanz der Bun-  
deswehr sind nicht länger zu ignorieren. Was wir  
mit dem Begriff Soldatentum kritisieren, das ist

die Aushöhlung der Begriffe, die Weichzeich-  
nung aller militärischen Maßstäbe hinter einer  
Nebelwand der Wohlfühlkonzepte.

**SEZESSION:** Woher nehmen drei Oberleutnante  
das Recht, über die Idee des Soldatentums zu  
philosophieren und dabei der eigenen Führung  
Halbherzigkeit und »mangelnde Courage« vor-  
zuwerfen? Wo bleibt da der Gehorsam?

**KEMPF:** Die Frage zu stellen, »wer bin ich?« und  
noch wichtiger: »wofür bin ich da?«, ist Aufgabe  
jedes Soldaten, egal welcher Dienstgradgruppe.  
Darauf gibt unsere Führung keine klare Antwort  
oder richtiger: ihre Deutungsangebote verlieren  
sich in oft schillernden, unbrauchbaren Fabulie-  
rungen. Auch die Konzeption der Inneren Füh-  
rung bietet mit ihren Abstrakta nur wenig Ab-  
hilfe. Um die Idee des Soldatseins muß demnach  
neu und entschieden gerungen werden – und  
zwar zur inneren Stärkung der Streitkräfte. Da-  
mit ehrlich und kritisch, aber konstruktiv und  
deswegen auf keinen Fall illoyal zu beginnen, ist  
das Angebot unseres Buches.

**BÖCKER:** Mit Blick auf General Wiekers Leit-  
gedanken zur Neuausrichtung, die Zentrale  
Dienstvorschrift 10/1, den Geist der preußi-  
schen Reformen und die Haltung der Offiziere  
des 20. Juli sind wir sehr gehorsam.

**SPRINGER:** Jeder Soldat hat das Recht und je-  
der Offizier die Pflicht, am Aufbau starker deut-  
scher Streitkräfte nicht nur durch die Verrich-  
tung des täglichen Dienstes, sondern auch durch  
gedankliche Anstrengung mitzuwirken. Denn  
jede Armee bedarf geistiger Führung. Wenn sich  
die strategische Führung der Bundeswehr dieser  
Aufgabe weiter verweigert – dann ist eher das  
Ungehorsam.

**SEZESSION:** Bei der Buchvorstellung waren mit  
Oberst Kirsch und dem Wehrbeauftragten Kö-  
nigshaus zwei Interessenvertreter der Solda-  
ten anwesend, deren eigentliche Aufgabe es  
wäre, diese Debatte anzuschieben. Beide sehen  
im »Staatsbürger in Uniform« und der »Inne-  
ren Führung« das Maß aller Dinge, eine Hal-  
tung die ihr ausdrücklich kritisiert. Wie geht  
das zusammen? Enden eure Überlegungen da  
nicht zwangsläufig bei Sonntagsreden, die kei-  
nem wehtun?

**BÖCKER:** Ich schätze Herrn Königshaus, und ich schätze vor allem Oberst Kirsch, weil er regelmäßig der einzige ist, der öffentlich wahrnehmbare Worte im Sinne der Soldaten findet. Und der kategorischer Ausschluß des Establishments durch uns Andersdenkende wäre hier unzweckmäßig gewesen, weil wir die Wahrnehmungsschwelle überschreiten wollen. Zur »Inneren Führung«: Wir befürworten ja ihre Grundidee, nämlich daß Persönlichkeitsrechte, sittliche Freiheit und Bildung mit stolzem, mitdenkendem Gehorsam in Einklang gebracht werden müssen. Aber wir kritisieren die »Unternehmensphilosophie« – was für ein schreckliches Wort für den Geist einer Armee! –, die hinsichtlich ihrer Hauptziele – Legitimation, Integration und Motivation – völlig versagt hat.

**SEZESSION:** Ein entscheidender Punkt des Buches scheint mir das Verhältnis von Krieg und Frieden zu sein. Ihr beklagt die Pazifizierung der Gesellschaft und wünscht euch mehr Verständnis für das Militärische. Eigentlich müßte diese gesellschaftliche Ablehnung doch den inneren Zusammenhalt und den Glauben, einer ganz besonderen Berufung zu folgen, stärken?

**KEMPF:** Die Diagnose, daß die deutsche Nachkriegsgesellschaft in einem pazifistischen Paradigma begründet wurde und sich seither zum Gegenbild alles Militärischen entwickelte, dient zunächst einmal als realistische Lagebeurteilung. Normativ: Diese gesellschaftspolitische Rahmenbedingung zu ignorieren, war und ist einer der größten Fehler der militärischen und politischen Führung der Bundeswehr! Es geht ob dieser Makroanalyse jedoch nicht darum, nun in Weinerlichkeit zu verfallen, sondern die »inner-gesellschaftliche Anfeindung« als konkrete Lage anzunehmen und auszuhalten. Dazu gehört, das Handwerk des Kriegers wieder in den Vordergrund zu stellen und zu erklären: der höchste Zweck soldatischen Handelns ist die Bereitstellung von Ordnung durch gewaltfähige Herrschaftsausübung über Menschen, kein hypertrophes Ideal wie Frieden.

**BÖCKER:** Ich erwarte kein »Verständnis«, sondern Einsicht in die Besonderheiten des Militärs und Anerkennung der soldatischen Leistung – »Anerkennung« heißt hier nicht Lob, sondern Akzeptanz und Achtung. Wer einzig und allein selbstloses und von äußerer Ablehnung unbeeinträchtigt Dienen fordert, verkennt das Wesen des Menschen und verlangt zu viel vom Soldaten.

**SEZESSION:** Stecken hinter der von euch beschriebenen Situation des Soldatentums in Deutschland nicht ganz andere Probleme, ohne deren Lösung sich im Militärischen gar nichts ändern läßt? Muß man nicht, wenn man Traditionsbewußtsein, eine nationale Sicherheitsstrategie

und die Rückbesinnung auf soldatische Tugenden fordert, darauf hinweisen, daß Schuldkult, mangelnde Souveränität und Feminisierung unsere deutsche Gegenwart kennzeichnen?

**SPRINGER:** Das Kapitel »Selbstbild« befaßt sich damit ja ganz intensiv, beispielsweise mit der Notwendigkeit, ein neues, identitätsstiftendes Verhältnis zur deutschen Militärgeschichte zu finden. Natürlich ist die Entwicklung der Bundeswehr auch ein Symptom deutscher Gegenwart. Genau hier aber ist es Auftrag der Armeeführung, sich nicht halbweisen Diagnosen zu unterwerfen, sondern sich selbst als Akteur im eigenen Bereich zu begreifen. Das muß heißen: Unseren Soldaten ein starkes, unverkrampftes, freies Woher, Wohin und Wofür zu bieten und daraus ein Bild des deutschen Waffentragers der Gegenwart zu gewinnen, das sich jenen allgemeinen Tendenzen der Erschlaffung entgegenzusetzen läßt. Daß die Lage angeblich schlecht ist, hat der Generalität schon zu lange als Ausrede gedient.

**KEMPF:** Der »Schuldkult« ist durchaus Thema des Buches, wird aber versachlicht und als »einseitige Erinnerung« problematisiert. Auch steht in einem anderen Beitrag die Ideologisierung von Menschenrechten und deren falsche Instrumentalisierung im Fokus. Die

Versachlichung ist dem Niveau, der Stoßrichtung und dem Ernst des Buches angemessen, das nicht auf politische Schlagworte reduzieren will. Dennoch macht es mutig Schluß mit der geistigen Weichspülung einer Armee, deren Wert sich vor allem aus ihrer Schlagkraft ergibt.

**SEZESSION:** Gut, euch geht es um das Militärische. Der Soldat soll kämpfen und siegen. Nach Meinung von Experten werden die europäischen Armeen durch die Integration von Frauen den kompetitiven Vorteil einbüßen, den sie bislang hatten. Soweit ich sehe, taucht dieses ganz konkrete Problem in eurem Buch nicht auf. Warum?

**SPRINGER:** Wir wollen die Dinge sehr grundsätzlich angehen, und die Probleme rund um Frauen in den Streitkräften sind zuerst praktischer, nicht grundsätzlicher Natur. Darüber hinaus sind sie mehr Symptom als Ursache. Den dahinter stehenden, grundsätzlichen Mängeln widmet sich der ganze Sammelband: weltanschauliche Scheuklappen, die den militärischen Führungs- und Entscheidungsprozess unterbrechen, ein beamtenhaftes Selbstbild der Führung, Schaffheit im Denken, kurz: mangelnde Ernstfalltauglichkeit. Längst ist die Lage der Frauen in den Streitkräften übrigens so, daß weder ihre dogmatische, pauschale Ablehnung noch ein Festhalten am Status quo wirklichkeitstaugliche Lösungsoptionen darstellen.



*Böcker/Kempf/Springer (Hrsg.): Soldatentum. Auf der Suche nach Identität und Berufung der Bundeswehr heute, München: Olzog 2013. 244 S., 29,90 €*



## Kevin MacDonald und die jüdische Gruppenstrategie

von Andreas Vonderach

Die Bücher des an der Kalifornischen Staatsuniversität in Long Beach lehrenden Psychologen Kevin MacDonald (geb. 1944) über das Judentum als gruppenrevolutionäre Strategie sind seit geraumer Zeit ein Geheimtip nicht nur in rechten Kreisen. Gleichzeitig haben sie ihm, unter anderem von seiten der mächtigen Anti-Defamation League, den Vorwurf des Antisemitismus eingebracht. Dem kleinen Libergraphics Verlag ist es zu verdanken, daß inzwischen seine als Trilogie gewerteten Bücher, *A People That Shall Dwell Alone* (1994, dt. 2012: *Der jüdische Sonderweg. Der Judentum als evolutionäre Gruppenstrategie?*), *Separation and its Discontents* (1998, dt. 2011: *Absonderung und ihr Unbehagen*) und *The Culture of Critique* (1998, dt. 2013: *Die Kultur der Kritik*), auch auf deutsch vorliegen beziehungsweise ihr Erscheinen noch für dieses Jahr angekündigt ist. Außerdem gibt es im selben Verlag einen Sammelband mit Aufsätzen von Kevin MacDonald, die seine Gedanken in konzentrierter Form wiedergeben (*Kulturumsturz*, Grödzitz bei Riesa: Libergraphics 2012).

MacDonald legt seiner Analyse des Judentums das theoretische Modell der Soziobiologie zugrunde. Diese ist eine seit den sechziger Jahren vor allem von dem amerikanischen Biologen Edward O. Wilson entwickelte Theorie, wonach das Verhalten von Menschen (und Tieren) auf dem »Egoismus der Gene« beruht. Das heißt, die Menschen sind darauf programmiert, zum Überleben der eigenen Gene, zu deren Trägern auch die eigenen Verwandten gehören (sogenannte Verwandtenselektion), beizutragen, weil nur diejenigen Menschen überlebten und zu unseren Vorfahren wurden, die sich auf diese Weise genetisch durchsetzten. Die Gruppenselektion ist eine Überlebensstrategie, in der das Überleben der Gene vor allem von der Gruppe abhängt. Kulturelle Faktoren wie Werte und soziale Kontrollmechanismen stützen dabei die Verwandtenselektion zusätzlich ab.

MacDonalds Grundthese besagt, daß sich das Judentum als ein Komplex von ideologischen Strukturen und Verhaltensweisen definieren läßt, die zur Herauskristallisierung folgender Merkmale geführt haben: 1. Die Abgrenzung des jüdischen Genpools von den Völkern, unter denen die Juden leben. 2. Der Konkurrenzkampf mit diesen Völkern um Ressourcen. 3. Ein hohes

Maß an Kooperation und Altruismus der Juden untereinander. Und 4. Eugenische Bestrebungen zur Zeugung intelligenter Kinder, verbunden mit einem hohem Maß an Investition in diese.

Anders als ein naheliegendes Mißverständnis unterstellt, sieht MacDonald in der jüdischen Gruppenstrategie nicht den Ausdruck einer spezifisch jüdischen genetischen Veranlagung, sondern nur eine historische Ausprägung einer allgemein menschlichen Tendenz zum Gruppenegoismus. Wie nicht zuletzt jüdische Genetiker immer wieder bestätigen, sind die Juden auch heute noch eine genetisch gut charakterisierte Gruppe, die sich von den nichtjüdischen Völkern deutlich unterscheidet und deren Eigenschaften auf einen nahöstlichen Ursprung verweisen. Was MacDonald über die Juden sagt, gilt in erster Linie für die aschkenasischen Juden, in geringerem Maß für die Sephardim und gar nicht für die orientalischen Juden. Letztere haben die von ihm beschriebene Strategie entweder gar nicht entwickelt oder nicht aufrecht erhalten können.

Das Judentum ist bekanntlich eine betont diesseitige Religion, in der vom Jenseits kaum die Rede ist. »Was in der jüdischen Religion wirklich zählt, ist nicht die Unsterblichkeit des individuellen Juden, sondern jene des jüdischen Volkes«, schreibt der jüdische Historiker Salo W. Baron.

Es gab strenge Vorschriften gegen die Vermischung mit Nichtjuden. Nachkommen von Mischehen wurden ausgegrenzt und als minderwertig erachtet. Damit verbunden war eine Doppelmoral. »Ethische Normen galten nur für Angehörige der eigenen Gemeinschaft«, zitiert MacDonald den israelischen Historiker Jacob Katz. Das Übervorteilen von Nichtjuden war erlaubt und fand nur dort seine Grenze, wo es auf die Gemeinschaft zurückfallen konnte. Die im Judentum vorausgesagte Bekehrung aller anderen Völker am Ende der Geschichte bedeutet nicht, daß sie zu Juden werden, sondern daß sie fortan die Herrschaft Israels anerkennen.

Dem stand eine starke Solidarität innerhalb der Gemeinschaft gegenüber. Die Pflicht, anderen Juden zu helfen, hatte einen außerordentlich hohen Stellenwert, zu dem es in der nichtjüdischen Gesellschaft keine Parallele gibt. Anders als in manchen Büchern behauptet, war das Ju-

dentum auch schon in der Antike eine geschlossene Gesellschaft.

Es gab zu allen Zeiten innerhalb des Judentums eine ausgeprägte soziale Hierarchie nach dem Grad der Rassenreinheit. An der Spitze standen die erblichen Priesterkassen der Kohanim und Leviten sowie die Rabbiner, am Ende alle Juden, an deren rein jüdischer Herkunft irgendwelche Zweifel bestanden. Der Rabbi Hiyya schrieb im 2. Jahrhundert: »Vertraue keinem Proselyten, ehe nicht vierundzwanzig Generationen vergangen sind, denn das ihm eigene Böse steckt immer noch in ihm«.

Der soziale Aufstieg innerhalb des Judentums war an eine lange Lehrzeit der heiligen Schriften gebunden, die anders als in anderen Kulturen nicht nur aus Auswendiglernen bestand, sondern auch in deren Auslegung und in komplizierten intellektuellen Disputen. Schon in der Antike waren die Juden das einzige Volk, das sich bemühte, allen seinen Kindern eine Schulbildung zuteil werden zu lassen. Da auch im Judentum die sozial Erfolgreichen mehr Kinder in die Welt setzen konnten als die Geschickerten – letztere sagten sich oft ganz vom Judentum los –, führte dies zu einer Selektion hin auf eine hohe, vor allem verbale Intelligenz. Der IQ der aschkenasischen Juden liegt im Mittel gut zehn Punkte über dem der nichtjüdischen Europäer. Die Korrelation zwischen verbaler und räumlich-visueller Intelligenz, die sonst bei 0,7 liegt, ist dabei aber nur halb so hoch. Mit der extremen Schulung und Selektion auf Intelligenz schon zu Zeiten, als die meisten Menschen noch Analphabeten waren, verbesserten die Juden ihre Position im Konkurrenzkampf mit den Mehrheitsvölkern.

Die hohe Intelligenz der Juden ermöglichte den sozialen und ökonomischen Erfolg auch in einer feindseligen Umgebung. Die Aufhebung der sozialen Sonderstellung in der Aufklärung wurde zunächst eher als existentielle Bedrohung der jüdischen Gemeinschaft denn als Befreiung erlebt. Bald jedoch ermöglichte die Emanzipation den Juden in den westlichen Ländern, in die ökonomische und intellektuelle Elite aufzusteigen. So waren die Juden in Deutschland vor 1933 bei einem Bevölkerungsanteil von nur einem Prozent mit 25 Prozent unter den Jura- und Medizinstudenten vertreten. Und in Amerika stellten die Juden 1968 20 Prozent des Lehrkörpers an den amerikanischen Eliteuniversitäten und waren insbesondere in den Sozialwissenschaften extrem überrepräsentiert. Entsprechend wurden besonders die mit den Juden konkurrierenden Teile der nichtjüdischen Gesellschaft zum Träger des Antisemitismus. Anders als andere ethnische Minderheiten weigerten sich die Juden stets erfolgreich, ihre eigene ethnische Identität aufzugeben und in den Mehrheitsvölkern aufzugehen, und nahmen dafür auch große Opfer in Kauf.

Auch das moderne Reformjudentum hält – natürlich völlig legitim – am Überleben des jüdischen Volkes fest, was nun jedoch mit dessen moralischer Überlegenheit und der Vorbildfunk-

tion der Juden für die übrige Menschheit begründet wird. Ein Hauptthema in den Synagogen auch des liberalen Judentums sind die Leiden des jüdischen Volkes in der Geschichte und die Bedrohung durch die nichtjüdische Umwelt.



In der Förderung des Kosmopolitismus durch jüdische Intellektuelle sieht MacDonald vor allem ein Mittel zur Schwächung der Mehrheitsvölker. Auch säkulare Juden heiraten oft noch innerhalb der jüdischen Gemeinschaft. Trotzdem gibt es in jüngster Zeit in den westlichen Ländern eine wachsende Zahl von Mischehen und Übertritten zum Judentum, eine Entwicklung, die tatsächlich die Existenz des jüdischen Volkes in der westlichen Diaspora in Frage stellt.

MacDonald spitzt seine Thesen sehr zu, bisweilen zu sehr. Wenn er die jüdische Religion kollektivistisch nennt, ist das sicher richtig. Allerdings sind nach den Untersuchungen von Geert Hofstede die Israelis heute ebenso individualistisch eingestellt wie die Bürger der westlichen Länder, und nicht kollektivistisch wie die Angehörigen außereuropäischer Kulturen. Auch die Auflösungserscheinungen im modernen Judentum werden von MacDonald nicht ausreichend gewürdigt.

Es handelt sich bei MacDonalds Werken um einen wichtigen Beitrag sowohl zur Geschichte des Judentums als auch zur Soziobiologie des Ethnozentrismus. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß die üblichen Darstellungen des Judentums, was den jüdischen Ethnozentrismus und den traditionellen Haß auf die Goyim, die Nichtjuden, betrifft, stark geschönt sind. Die umfangreichen Literaturangaben erschließen dem Leser die nur schwer auffindbare Literatur zur Evolutionsbiologie des Ethnozentrismus und zur inneren Geschichte des Judentums.

## Mittendrin im Wagner-Jahr

von Siegfried Gerlich

Der Literaturwissenschaftler Dieter Borchmeyer und der Politikwissenschaftler Udo Bermbach zählen zu den profiliertesten und produktivsten Wagnerforschern unserer Zeit. Beide haben mehrere gewichtige Bücher zu Wagner vorgelegt, die längst als Referenzwerke gelten, und überdies geben sie das interdisziplinäre *Wagner-Spektrum* heraus, dessen jüngste Ausgabe »jüdischen Wagnerianern« gewidmet ist (Bd. 17, Würzburg: Königshausen & Neumann 5/2013, 328 S., 18 €). Es ist daher kaum verwunderlich, daß ihre neuesten, zum Wagnerjahr erschienenen Bücher keine ganz neuen Perspektiven mehr eröffnen, sondern eher gelassene Resümees ihrer jahrzehntelangen Forschungsarbeiten bieten. Gerade damit aber empfehlen sie sich als – vorzüglich sich ergänzende – Einführungen in Wagners Werk und Wirken.

Während Borchmeyer das künstlerische Schaffen ins Zentrum seiner kulturhistorisch versierten Biographie *Richard Wagner. Werk – Leben – Zeit* (Stuttgart: Reclam 2013, 404 S., 22,95 €) stellt, konzentriert sich Bermbach in seiner ideologehistorischen Rekonstruktion des vielgestaltigen *Mythos Wagner* (Berlin: Rowohlt 2013, 336 S., 19,95 €) auf dessen einschlägige Wirkungsgeschichte. Mit Seitenblick auf die zeitgenössische Sekundärliteratur kommt freilich auch Borchmeyer nicht um die Feststellung herum, daß Wagner bis heute »ein Ärgernis« geblieben ist: »An ihm arbeitet sich das schlechte Gewissen der unheilvollen deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts ab, auf ihn projiziert sich die Scham über jene Geschichte als deren Menekel, ihren bedrohlichen Vorboten und finsternen Schatten.« In Anbetracht solcher Befangenheiten, die vielfach zu reduktionistischen Kurzschlüssen vom Leben aufs Werk verleitet haben, weist Borchmeyers Biographie umso entschiedener den grassierenden Biographismus zurück und unternimmt es stattdessen, Wagners Lebensstationen und -peripetien von der Ideenwelt seiner Kunstmythen her zu deuten. So wird den Bühnenwerken ihre ästhetische Autonomie und utopische Potenz zurückerstattet, ohne daß darüber Wagner als Mensch in seinem Allzumenschlichen ausgeblendet würde. Seinem notorischen Antijudaismus etwa gibt Borchmeyer die dialektische Deutung, Wagner habe die für ihn selbst bedrohlichen Elemente seiner künst-

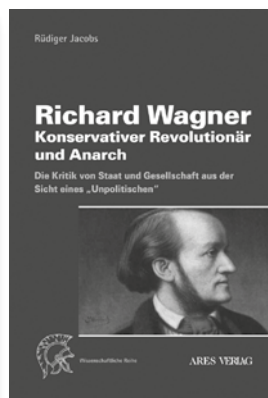
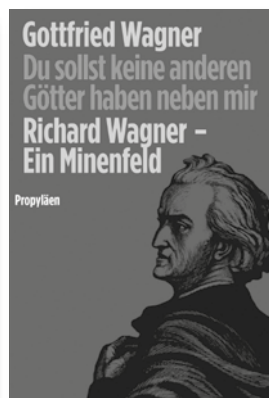
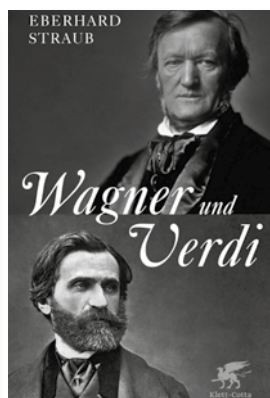
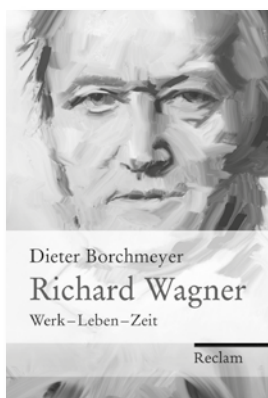
lerischen Modernität auf das Judentum projiziert, um einer auf den Nihilismus zusteuern den Moderne durch ein ästhetisch geläutertes und kulturmessianisch umgedeutetes Christentum überzeugender Einhalt gebieten zu können.

Umsichtig zeigt sich auch Udo Bermbach, der schon deshalb auf keine aggressive Entzauberung des Wagner-Mythos abhebt, weil er von dessen nach Kriegsende bereits vollzogener Entmythologisierung als einer historisch irreversiblen Tatsache ausgeht. Zwar zeichnet Bermbach noch einmal die »reaktionäre« Ideologisierung Wagners vom Zweiten bis zum Dritten Reich nach, doch setzt er den »revolutionären« Idealismus Wagners nicht mehr so enthusiastisch dagegen ab wie in früheren Arbeiten. Nunmehr nimmt Bermbach auch die von Wagner selber schon betriebene Selbstmythologisierung in den Blick, welche den chaotischen Barrikadenkämpfer zu einem charismatischen Heilsbringer werden ließ, der schließlich in Bayreuth eine »Ersatzmonarchie« errichten wollte. Indessen weiß Bermbach die symbolträchtigen und mythen-tauglichen Ereignisse und Episoden von Wagners Leben so geschickt aufzurufen und anzuordnen, daß er insgeheim seinerseits am Normen-Seil dieses Lebensschicksals weiterzuweben scheint – gerade so, als wollte er seiner eigenen Auf- und Abgeklärtheit erzählerisch entgegenwirken. Kaum zufällig läßt Bermbach sein Buch mit Wagners Tod in Venedig beginnen, der schon Gabriele D'Annunzio dazu verführte, die hochherrschaftliche Überführung des Leichnams nach Bayreuth romanhaft aufzubereiten. Am Ende scheint der Mythos Wagner, der neben Symbolen nationaler Erneuerung und ästhetischer Erlösung immer auch Allegorien kulturellen Verfalls bereitgehalten hat, seinen eigenen Untergang überlebt zu haben.

Zu den wenigen Autoren, die daran erinnern, daß auch Wagners Gegenspieler Giuseppe Verdi in diesem Jahr seinen 200. Geburtstag feiert, gehört der preußische Historiker Eberhard Straub. Seine Doppelbiographie *Wagner und Verdi. Zwei Europäer im 19. Jahrhundert* (Stuttgart: Klett-Cotta 2013, 352 S., 24,95 €) feiert denn auch zwei europäische Patrioten, die erst die Nachwelt zu glühenden Nationalisten erklärt und als Nationalkomponisten eingemeindet habe. Einleitend erinnert Straub an den mu-

sisch gebildeten und für ein demokratisches Europa der Völker kämpfenden Risorgimento-Revolutionär Giuseppe Mazzini, in dessen *Filosofia della musica* sich bereits die Idee eines »Gesamtkunstwerks« vorgedacht findet, wie Wagner und Verdi sie auf ihre jeweils einzigartige Weise verwirklichen sollten. Vor diesen konzeptionellen Gemeinsamkeiten verliert für Straub nicht nur die klischeehafte Gegenüberstellung von ernster deutscher Musikdramatik und heiterer italienische Opernkunst an Bedeutung, sondern auch jenes menschlich Trennende, daß die beiden Titanen, die ihren Ruhm wechselseitig kri-

Demgegenüber bewegt sich Gottfried Wagner auf dem ausgetretenen Trampelpfad, der von Wagner zu Hitler führt. Sein neues Buch *Du sollst keine anderen Götter haben neben mir. Richard Wagner – ein Minenfeld* (Berlin: Propyläen 2013. 304 S., 19,99 €) nimmt sich wie eine politische Rationalisierung jener biographisch erklärlichen Schuldkomplexe aus, die der Autor bereits vor Jahren bekenntnishaft ausgebreitet hat. Aber gerade im Jubiläumsjahr wählte sich Wagners Urenkel berufen, als prophetischer Mahner unter die allzu sorglos Feindenden zu treten und ihnen die Festtagssuppe



tisch beäugten, sich doch trotz mehrfacher Gelegenheiten nie Aug in Aug begegnen wollten. Immerhin lernte Verdi Mazzini noch persönlich kennen, und Wagner bewunderte den italienischen Freiheitskämpfer zumindest aus der Ferne. In der Art, wie Straub die persönlichen Lebensschicksale seiner Protagonisten in die politischen Schicksale Deutschlands und Italiens einbettet, bewährt sich seine Profession: hier schiebt kein Biograph historische Kulissen, sondern ein kundiger Historiker weist in gediegener Sprache Wagner und Verdi als künstlerische Exponenten der wegweisenden Kräfte ihres Zeitalters aus, nicht ohne so zugleich die deutsch-italienische Wahlverwandtschaft in Erinnerung zu bringen.

Eher für Fortgeschrittene bestimmt ist dagegen Rüdiger Jacobs' Studie *Richard Wagner. Konservativer Revolutionär und Anarch* (Graz: Ares 2013. 332 S., 29,90 €), die eine strenge Interpretation von Wagners theoretischen Schriften leistet, denen der Autor sogar philosophische Dignität zuerkennt. Dabei weiß Jacobs seine schon im Titel formulierte These ebenso einfach wie einleuchtend zu begründen: das »Konservative« in Wagners Denken liege in der Sehnsucht nach dem »Immergültigen«, einem herrschaftsfreien »Reinmenschlichen« beschlossen, welches der historische Staat und die bürgerliche Gesellschaft unter sich begraben hätten; und entsprechend ziele Wagners mitnichten linke »Revolutions« buchstäblich auf eine »Rück-wendung« von einer fortschrittlich zerfallenden Moderne zu einem zeitlos wahren und schönen Menschheitszustand. Von dieser anarcho-ästhetizistischen Metapolitik Wagners bahnt sich Jacobs, abenteuerlich beherzt, schließlich einen Weg zu Ernst Jüngers Typus des »Anarchen«.

gehörig zu versalzen: das Wagnersche Erbe sei eine »tickende Bombe« – nicht nur »antisemitisch« und »rassistisch«, sondern obendrein noch »autoritär«, »antidemokratisch« und »frauenverachtend«. Als »mit den Grundsätzen menschlicher Ethik unvereinbar« verfehlt er insbesondere Wagners umfangreiches Schrifttum, diesen »strahlenden Giftschränk aus einer Vergangenheit, die es verantwortungsvoll zu entsorgen gilt.« Und um die Musikdramen gleich mit zu entsorgen, entblödet sich der Autor nicht, den Dichter-Komponisten für die im *Ring* vorfallenden Gewalt- und Sexualverbrechen allen Ernstes als »Täter« anzuklagen und seine Klangwelten zu einer auf den »Orgasmus des Publikums« berechneten »Drogenmusik« zu entwerfen. Indem er die Freude an Wagners Musik, die er selbst eingestandenermaßen nicht empfinden kann, nothaft auch deren Liebhabern vergällen muß, läßt Gottfried Wagner einem neiderfüllten Sadismus freien Lauf, der seinem inquisitorischen Hypermoralismus insgesamt seine destruktive Energie verleiht. Ersichtlich hat dem promovierten Musikwissenschaftler ein familienneurotisches Ressentiment nicht nur den Verstand, sondern auch Gefühl und Gehör ruiniert. In seinem um wissenschaftliche Seriosität unbekümmerten Entlarvungsfuror stellt dieses Buch fraglos einen Tiefpunkt in der traditionsreichen Geschichte wagnerfeindlicher Publizistik dar. Die Anhänger Wagners dürften sich darüber amüsieren, die Gebildeten unter seinen Verächtern aber werden sich dafür schämen – und, weil früher alles, auch der Antiwagnerismus, besser war, vielleicht einmal wieder in Nietzsches *Fall Wagner* oder Adornos *Versuch über Wagner* schmökern.



## Die Entdeckung der Wirksamkeit

Helmut Böttiger: *Die Gruppe 47. Als die deutsche Literatur Geschichte schrieb*, München: DVA 2012. 477 S., 24,99 €

»Gruppe 47« – ein Kampfbe-griff, zweifelsohne: Für Linke und Liberale ist das damit be-zeichnete Autorenkollektiv der Garant der antifaschistischen, literarischen Stunde Null nach dem verlorenen Krieg. Konservativen und Rechten hingegen gilt die Gruppe 47 als künst-lerisch überbewertetes Instru-ment der Umerziehung. Ganz falsch ist beides nicht, aber weil die Gruppe 47 zwanzig Jahre lang bestand und sich am Ende selbst fremd war, ist ein simples Urteil nicht ge-rechtfertigt.

Am Anfang, 1947, stand der Plan, Schriftsteller vor Kolle-gen lesen zu lassen und sie da-nach einer ebenso harten wie konstruktiven Kritik auszu-setzen: Werkstattatmosphäre statt Erbauung – der Initiator, Hans Werner Richter, suchte angesichts der totalen Nieder-lage und moralischen Infra-gestellung Deutschlands nach einer der jungen Erlebnisgenera-tion gemäßen, ebenso nüch-ternen wie konstruktiven Form des geistigen Neubaus.

Der Literaturkritiker Helmut Böttiger orientiert seine um-fangreiche Monographie an diesem Grundkonzept Rich-ters. Er zeigt, welche Mecha-nismen die Gruppe 47 vom Ort der freien Lesung und der untheatralischen Kritik zu ei-nem Zirkus für Selbstdarstel-ler und Medienprofis machten. Linksliberal bis offen soziali-stisch war man immer, das ist eine Klammer über zwei Jahr-zehnte. Nach und nach aber schält Böttiger heraus, daß die Gruppen-Geschichte Epo-chen kennt: Die Idealisten der frühen Treffen tagen prak-tisch unter Ausschluß der Öff-entlichkeit, sind in die Aus-einandersetzen zwischen Emigranten und Dagebliebenen verstrickt und verteidigen

selbst gegen die Besatzungs-mächte ihr freies Wort. Rich-ter, Andersch und die anderen Männer der ersten Stunde spie-len indes keine große Rolle, als auf der Tagung von 1951 endlich die Medien nach den Teilnehmern greifen und Iko-nen schaffen: Ingeborg Bach-mann und Paul Celan bestim-men neben Günter Eich und Ilse Aichinger die Außenwir-kung, und mit Heinrich Böll gelingt erstmals einem Autor deshalb der Durchbruch, weil er vor der Gruppe 47 besteht.

Diese Entdeckung der Wirksamkeit verändert die At-mosphäre schlag-artig und steigert die Bedeutung der Gruppe 47 bis zu ei-ner monopolartigen Stellung: Wer durch-fällt, ist gezeichnet, wer überzeugt, kann sich seinen Verleger aussuchen. Böttiger zeigt, wie sich der Sta-tus des Kritikers von dem des Autors löst, wie »die Kritik« zur eigenen Gattung neben den Werken der Autoren wird, ge-tragen von den zur Hochform auflaufenden, über Jahrzehnte maßgeblichen Köpfen: Wal-ter Jens, Hans Mayer, Joachim Kaiser und – nicht wohlge-litten! – Marcel Reich-Ranicki. Weil letzterer noch besser als die anderen den medialen Un-terhaltungswert der situativen Kritik begreift, wird er später den Klagenfurter Bachmann-Wettbewerb erfinden, in dem die jungen Autoren nur noch den Hintergrund bilden für den Auftritt einer sich pro-duzierenden Jury. Diese Ent-wicklung widersprach der ur-sprünglichen Intention Rich-ters und wurde dennoch durch eben diesen redlichen Grün-dervater befördert, der seinen Machtzuwachs genoß und zur Geltung brachte. Ungehemmt vom Zauber allen Beginns agierten dann Walter Hölle-ner (in Berlin) und vor allem Hans Magnus Enzensberger, der die Medienkompatibilität

zum Prinzip seiner Auftritte und Arbeiten machte. Daß ein Peter Handke im Stile Andy Warhols einen einzigen, auf-ge-ladenen Moment nutzte, um sich über die Gruppe 47 ins Zentrum der medialen Auf-merksamkeit zu katapultieren, ist Böttiger ein eigenes Kapitel wert. Geradezu unprofessionell wirken gegen derlei kalkulierte Provokationen die legendären Lesungen eines Günter Grass oder das Aufbegehren junger Autoren im Sog der Studenten-

revolte von '68, die für jede Institution die Politisierung ein-forderten und gegen die Machtstruktur der Gruppe 47 rebel-lierten. Aber da war es mit dieser Instanz des Literaturbetriebs schon wieder vor-bei, die Tagung von 1967 war die letzte, und auf Jahre hin-

aus ging es in den Literaturde-batten nicht mehr um Quali-tät, sondern nur noch um den Grad der »Engagiertheit« eines Autors.

Böttigers Arbeit lebt vom ge-schickt aufbereiteten Material der frühen literarischen BRD. Die konservative Gegenkri-tik (Friedrich Sieburg vor al-len anderen) kommt dabei er-wartungsgemäß nicht gut weg. Und es gibt Fehlstellen. Thor-sten Hinz führt in seinem Es-say über die *Literatur aus der Schuldkolonie* (Schnellroda 2010) aus, wie klar die frühen 47er ihre Lage sahen. Der von Armin Mohler geschätzte Al-fred Andersch, der wiederum Jünger verehrte, bezeichnete in einer programmatischen Rede auf der Herbsttagung der Gruppe im Gründungs-jahr den deutschen Schriftstel-ler als »Angehörigen der intel-lektuellen Schicht eines halb-kolonialen Volkes«. Um dieses Verdikt drückt sich Böttiger herum, er zitiert es nicht ein-mal. Das unterscheidet seine Literaturgeschichtsschreibung von unserer.

Goetz Kubitschek



## Wohin wandern?

Frank Lisson: *Homo Viator. Die Macht der Tendenzen*, Schnellroda: Antaios 2013, 304 S., 22 €

Zu den signifikanten Merkmalen des Denkens »in dürftiger Zeit« (Karl Löwith) zählt die Tatsache, daß in der unmittelbaren Gegenwart keine genuin kulturkritischen Entwürfe mehr Aufsehen erregen – anders als in der Generation Carl Schmitts und Martin Heideggers. Während noch in den 1950er und 1960er Jahren führende intellektuelle Gegenkonzeptionen – man erinnere sich an Grass, Böll, Walser – zu wichtigen Tendenzen der eigenen Epoche präsentierten, findet sich gegenwärtig Vergleichbares nur selten. Führende Geister der 2000er Jahre, von denen exemplarisch Juli Zeh, Paul Nolte und Frank Schirrmacher genannt seien, schaffen es nicht, die »geistige Situation der Zeit« (Karl Jaspers) annähernd auf den Begriff zu bringen, geschweige denn Mißstände und Defizite anzuprangern. Themen wie Gender Mainstreaming, politische Korrektheit und die Akzeptanz der Masseneinwanderung, die unser Leben täglich tangieren, sucht man in den Publikationen der genannten Autoren vergeblich. Um so erfreulicher ist es, daß mit dem Philosophen Frank Lisson ein scharfsinniger Beobachter des Zeitgeschehens (wie schon sein Buch *Homo absolutus* belegt) einen anderen Grundakkord anschlägt. Beim Erfassen wesentlicher Zeitströmungen hilft ihm ein diagnostisches Schema, das (trotz einiger Variationen) an ältere Kulturkritiker wie den frühen Thomas Mann und Oswald Spengler erinnert: Der Zustand der Kultur (Zeitalter des erwachenden »Geistes«) wird von dem der Zivilisation (Zeitalter der erwachenden »Technik«) unterschieden. Beiden geht nach Lisson der Zustand der Natur (Zeitalter des »Leibes«) voran. Einen Schwerpunkt der Erörterungen nimmt das in der Gegenwart dominante Stadium

der Zivilisation ein, das durch den Aufschwung der digitalen Techniken tief ins Leben der Menschen eingreift. Außerordentlich sensibel erörtert Lisson die Leitenden verschiedener Zeitalter und vergleicht sie. In diesem Kontext arbeitet er ihre »sprachlichen Regularien und Ausdrucksformen in Gestalt emotional hochaufgeladener Schlagwörter mit Befehlscharakter« heraus. Die Ergebnisse sind einleuchtend. Im Mittelalter und in langen Phasen der frühen Neuzeit war es – vor dem Hintergrund benennbarer »Plausibilitätsstrukturen« – fast unmöglich, keinem christlichen Bekenntnis anzuhängen. Genauso wie im Dritten Reich und in den kommunistischen Regimes Widerspruch, aufs Ganze gesehen, eher selten war, findet sich heute ein ähnlicher Konformitätsdruck, wenn es gegen »Rechts« geht. Vergleiche hinken zwar grundsätzlich. Es sei aber an dieser Stelle an Michel Foucault erinnert, der die modernen – auf die Kontrolle der Psyche abzielenden – Strafmehanismen (nach der Französischen Revolution) als noch einschneidender für das Individuum herausarbeitete als die herkömmlichen, brutal-öffentlichen Foltermethoden vor 1789. Insofern sind mediale Hammerschläge gegen Persönlichkeiten wie Martin Hohmann, Konrad Löw, Eva Herman und Thilo Sarrazin keinesfalls zu unterschätzen. Besonders empfohlen sei diesbezüglich der Abschnitt »Vom Schicksal der »ewigen Rechten««. Selbst scheinbar tolerante, sogenannte Zivilgesellschaften benötigen »Böse« zur Abgrenzung. Heiße Eisen werden, wie erwartet, nicht ausgeklammert. Dazu zählt die weltweite Abdankung des »weißen Mannes«. Auch andere Entwicklungen werden thematisiert wie das aggressive Auftreten von Vertretern diverser Minderheitengruppen (feministische Kreise, Homosexuellen-Lobbys etc.), die Ab-

wertung biologischer Grundtatsachen gegenüber angeblich moralischeren soziologischen Konstrukten, die Öde des 68er-Erbes, nicht zuletzt das Hohepriestertum der »Holocaust-Religion«, deren kritische Bewertung keineswegs Geringschätzung der NS-Opfer bedeutet, sondern Interessen- und Machtstrukturen aufdeckt. Ebenso problematisiert der Autor, in der Nachfolge Nietzsches, die sukzessive Ablösung des Christentums durch die allgegenwärtige, parteienübergreifende Sozialdemokratie. Ihr Gleichheitsfuror kommt vor allem in Antidiskriminierungsregelungen wie in Quotenbestimmungen zum Ausdruck. Zu den besonders studierenwerten Passagen der Schrift sind die Ausführungen über den Unterschied von Verstand und Vernunft zu rechnen. Ersterem ist die Intelligenz der Systeme (Familien, Parteien, Staaten usw.) zugeordnet, letztere hingegen deutet an, was der einzelne an Kreativität schafft, wenn er sich funktionalen Zwängen entzieht. Hier spiegelt sich die Dualität von Zivilisation und Kultur. Lisson läßt keinen Zweifel, welcher Richtung der Vorzug zu geben ist. Was also tun? Die klassische Frage Lenins darf auch der »Rechte« stellen. Lisson kriert als Gegengift den »Homo Viator«. Diese Antifigur zum Zivilisationsmenschen ist beständig unterwegs, sucht das Authentisch-Kulturelle, betont die bindungsfreie Unabhängigkeit, die ja auch eine Lebensmaxime des Verfassers ist. Eine solche Gestalt ähnelt von fern dem Partisanen Carl Schmitts und dem Waldgänger Ernst Jüngers. Ob sie trotz ihrer deutlichen Konturierung ausreicht, den von Lisson herausgestellten Trends Widerstand zu leisten, bleibt fraglich. Lisson hat erneut unter Beweis gestellt, daß er zu den Alphanen einer Kulturkritik gehört, die ihren Namen verdient.

Felix Dirsch



## »Der Schwarze Block ist eine Taktik«

David Graeber: *Direkte Aktion*, Hamburg: Edition Nautilus 2013. 348 S., 28 €

Der britische Sozialanthropologe David Graeber ist einer von denen, die auf politischem Terrain ein wahnsinnig gutes Gewissen haben. In Deutschland hat ihn Frank Schirrmacher zum »Mann der Stunde« erklärt, sein Buch *Schulden. Die ersten 5000 Jahre* ist ein Bestseller. Nun ist *Direkte Aktion* übersetzt, Graeber beschreibt darin, wie er als Aktivist gegen alles Hierarchische und Mächtige in der Welt antrat, um eine »partizipatorische Gesellschaft« herzustellen. Er lehrt nun an der London School for Economics, weil die Mächtigen der Universität in Yale seine Professur nicht verlängern wollten. Vielleicht wollten sie keinen Dozenten bestallen, der er in *Direkte Aktion* unter anderem folgendes aus den Notizen seiner wilden Zeit zitiert: »Gleich darauf sehen wir auf einem breiten Boulevard ein halbes Dutzend geparkter Polizeiautos. Manche Bezugsgruppen nehmen sich der Polizeifahrzeuge an, schlagen Fenster ein, stechen in Reifen und malen Slogans auf die Autos. Es folgt eine wilde Jagd durch die halbe Stadt. Eine wahre Bullenherde setzt uns nach.« David Graeber ist eine der Ikonen des globalisierten Widerstands gegen die kapitalistische, nichtpartizipatorische Struktur der Globalisierung. Er nennt Widerstandsorte wie Seattle (1999, WTO-Treffen) oder Heiligendamm (2007, G8-Gipfel) so, als sei dort initiiert worden, wer im Wirbel derer mitsauste, die »ihr Leben zu einer Verweigerung der Logik des Kapitalismus selbst machen wollen«. Das sind: Anarchisten, die globale Boheme in ihrer politisierten Variante, vegane Initiativen, marxistische Basisgruppen,

der gewaltbereite Schwarze Block, die Hausbesetzerszenen aller Herren Länder, und dann jede Menge Freiwilliger: Ärzte, Rechtsanwälte, Kreative, Medienleute und Politiker wie Herr Ströbele aus Kreuzberg, die sofort jeden Guerilla-Demonstranten umringen, der nichts mehr in Richtung Bullen schmeißen kann, sondern mit einer Ladung Tränengas im Gesicht weinend zusammengebrochen ist. Graeber bietet in seinem nun ins Deutsche übersetzten Buch über die Direkte Aktion eine Mischung aus Erfahrungsbericht und Handlungsanleitung. Er beschreibt die typischen Aktivisten als finanziell und zeitlich unabhängige, kreative, zwischen absolviertem Studium und beruflicher Etablierung stehende Männer und Frauen um die 25, die meistens weiß sind, ihr Weißsein aber kritisch hinterfragen und vermögende Eltern haben. Ein Ansporn sei der Kampf gegen »Gender-Entfremdung« ebenso wie »rassistische, sexuelle und prekäre Entfremdung«. Zu einem kreativen Unrechtsbewußtsein müsse die Utopie einer anderen Welt treten. Direkte Aktion sei als Mittel Gegensatz und Ergänzung politisch-administrativer Ansätze, in ihrem Erfolg nicht recht meßbar, jedenfalls aber spektakulär, medientauglich und – nach innen – suggestiv. Direkte Aktion heißt: für die Dauer der Aktion zu dominieren. *Direkte Aktion* ist ein Buch, das in einem für unsereins nicht vorstellbaren Selbstbewußtsein jede Form des Rechtsbruchs für die gute, linke, basisdemokratische und durchgegenderte Sache auf ihre Anwendbarkeit in dieser oder jener Situation abklopft und die vorbereitenden Schritte skizziert. Wenn Pflastersteine ins Polizeiaufgebot prasseln, Autos umgeschaukelt und angezündet oder Geschäfte geplündert werden, dann »problematisiert«



Graeber das nur im Hinblick auf mögliche Friktionen im eigenen Lager: Was mögen die betont pazifistischen Teile der Bewegung sagen, wenn wieder einmal bürgerkriegsähnliche Bilder die Abendreportage über den Protest bestimmen? Wo Graeber derlei schildert, wird sein Buch ungewollt komisch. Das darf indes nicht darüber hinwegtäuschen, daß ständig ernst gemacht wird mit der Umsetzung seiner Theorie. Stammte ein solches Buch aus der Feder eines nicht dezidiert linken Aktivisten, stünde es in Deutschland auf dem Index.

Götz Kubitschek

## Wie konnten sie? I

Thomas Rohkrämer: *Die fatale Attraktion des Nationalsozialismus. Zur Popularität eines Unrechtsregimes*, Paderborn: Schöningh 2013. 402 S., 34,90 €

Unter allen möglichen Aspekten wurden Entstehung, Entwicklung und historischer Verlauf der nationalsozialistischen Bewegung, ihre Ursachen und (Nach-)Wirkungen, ideologisch, wissenschaftlich und publizistisch zwischen dem Ende des Ersten Weltkrieges und dem Heute gedeutet. Kann uns Thomas Rohkrämer neue Sichtweisen offerieren?

Der Autor geht seiner Kernfrage nach, weshalb »die Hälfte der Bevölkerung noch nach 1945 für Jahrzehnte daran festhielt, der Nationalsozialismus sei im Prinzip eine gute Idee gewesen, die aber schlecht umgesetzt worden sei«. Wer sich fragt, warum nach all den Entbehrungen im Krieg und der Nachkriegszeit nostalgische Erinnerungen offen geäußert wurden, muß sich vergegenwärtigen, daß dies nicht nur Menschen betraf, die vom herrschenden System partizipierten, sondern auch jene, die in der neuen Gesellschaft »angekommen« waren. Auf breiter Materialgrundlage analysiert Rohkrämer Stimmonsberichte als Zeitdokumente oder nachträgliche Be-

trachtungen, beschreibt seine Suche nach Erklärungen für zeitweilige oder nachwirkende Überzeugungen. Chronologisch angelegt, durchschreitet er anhand der Texte die Jahre kurz vor dem Ende der Weimarer Republik bis zur bedingungslosen Kapitulation des Reiches – und den Nachklang. Stellvertretend für all die aufgeführten Auszüge aus Briefen, Tagebüchern und Interviews sollen die Bekenntnisse des jüdischen Romanisten Victor Klemperer und von Margit Fischer stehen, der Ehefrau des Historikers Fritz Fischer, dessen *Griff nach der Weltmacht* in den Sechzigern ein Bestseller war und dessen Thesen noch in der Gegenwart unser Deutschlandbild dominieren (sollen). Während Klemperer sich 1941 fragt, »wer von den ›arischen‹ Deutschen ist wirklich unberührt vom Nationalsozialismus? Die Seuche wütet in allen«, bestätigt Margit Fischer Jahrzehnte später die Einschätzung. Nach der Machtübergabe an Hitler fühlte sie sich als Fünfzehnjährige wohl. »Das ganze Volk hat sich wohl gefühlt. Es war für die meisten Menschen ein arbeitsreiches und im Grunde fröhliches Leben, denn die Stimmung, der Zeitgeist waren ja positiv.« Sie zeigt sich enttäuscht, »daß dieser Idealismus von uns allen im Grunde doch schändlich mißbraucht« wurde. Thomas Rohkrämer notiert weitgehend objektiv – einfühlsam und verständnisvoll, dem Menschen zugewandt, kollektive Vorstellungen über Gemeinschaftsglauben, ästhetische Dramatisierung der Politik und die heterogenen Entwicklungen im NS-Staat als Folge einer immens krisengeschüttelten Gesellschaft. Aber er bezieht gleichfalls Resignation und Empörung, Durchhaltewillen und Fanatismus in seine Betrachtungen ein: die Vielfalt der Lebensentwürfe.

Uwe Ullrich

## Wie konnten sie? II

Malte Herwig: *Die Flakhelfer. Wie aus Hitlers jüngsten Parteimitgliedern Deutschlands führende Demokraten wurden*, München: DVA 2013. 320 S., 22.99 €

Eins voraus: »Wie aus Hitlers jüngsten Parteimitgliedern Deutschlands führende Demokraten wurden«, darüber erfährt man bei Malte Herwig wenig, auch wenn der Untertitel etwas anderes verspricht. Es geht in diesem Buch um etwas anderes. Das allgegenwärtige Holocaust-Gedenken und



die Entschädigungszahlungen seien eine Art »Ablaßhandel«, der »uns heutige Deutsche davon entbindet, kritische Fragen zu stellen«, meint der Autor eingangs. Wer mit dieser Floskel die üblichen Szenarien der republikweiten Nazi-

jagd heraufziehen sieht, wird im weiteren reichlich bestätigt. Über weite Strecken müht sich der Autor mit dem Versuch ab, die bewußte Parteimitgliedschaft überhaupt nachzuweisen. Nach dem gefühlt fünfundzwanzigsten Fall, in dem der von ihm Attackierte sich nicht erinnern kann, einen Aufnahmeantrag gestellt zu haben, es keinen Beweis des Gegenteils gibt und als Aufnahme datum der 20. April 1944 genannt wird, versteigt sich Herwig. Es sei »kein einziger Beleg für Kollektivaufnahmen ohne Wissen der Beteiligten zu finden,« erklärt er. Was aber war die auch von ihm erwähnte Anordnung des Reichsschatzmeisters der NSDAP vom 7. Januar 1944, wenn nicht der Befehl zu einer Kollektivaufnahme? Die HJ-Jahrgänge 1926/27 seien zum Stichtag des 20. April, also zu »Führers Geburtstag«, geschlossen in die NSDAP zu übernehmen, hieß es dort. Und enthielt dieser Erlaß nicht ausdrücklich die Bestimmung, zur Aufnahme in die Mitgliederkartei sei eine Bescheinigung

des jeweiligen HJ-Führers vor Ort maßgebend, nicht die Vorlage eines unterschriebenen Antrags in der Zentrale? Auch Geldbeiträge wurden aus diesem Anlaß nicht verlangt. Natürlich ist es möglich, daß unter diesen Umständen im letzten Kriegsjahr viele ohne ihr Wissen gemeldet wurden, als die Partei dem Diktator zum Geburtstag einige hunderttausend junge Mitglieder schenken wollte.

Statt solche Fragen zu stellen, spekuliert der Autor über »Verdrängung«, »Verführung«, »moralische Katastrophen«, »Scham« und »Wie es denn möglich war«. Daß jemand etwas tatsächlich nicht gewußt haben könnte, dafür ist in diesem Kollektivschuldbewußtsein kein Platz. Für den Gedanken, daß die vielen nachgewiesenen NSDAP-Mitglieder der älteren Generation, die unter den gegebenen Nachkriegsbedingungen an führender Stelle drei ganz verschiedene deutsche Staaten aufgebaut haben, auch für eine mögliche andere Geschichte der NS-Regierungszeit stehen könnten, ebenfalls nicht.

Herwig bringt dennoch originelle Beobachtungen. Wer hätte gedacht, daß die Ex-NSDAP-Mitglieder aller Fraktionen im Bundestag der 1960er Jahre selbst die größte Fraktion hätten stellen können, wenn sie sich zusammengetan hätten? Dasselbe im Osten: Noch in den 80er Jahren saßen im Zentralkomitee der SED mehr Ex-NSDAP-Parteigenossen als frühere SPD-Mitglieder. Der politische Beutewert einer NS-Parteimitgliedschaft für andere Interessen war erheblich. Ost und West machten sie gern einmal zum Thema. Das galt auch für Parteifreunde. Die Informationen über die frühere Mitgliedschaft des künftigen Bundespräsidenten Carstens kamen 1979 aus der eigenen Partei in die Öffentlichkeit. Warum diese vielen der langen Liste von »Deutschlands führenden Demokraten« nun gerade wurden, was sie waren, klärt der Autor nicht. Warum ein NS-Gegner wie Golo Mann als



fast schon ernannter Frankfurter Professor nach einem Anruf aus den USA vom Ex-NSDAP-Mitglied Iring Fettscher ersetzt wurde (der sich an eine Parteiaufnahme nicht erinnern kann), diese Frage stellt er ebensowenig. Wirkliche »Kritik« fehlt – wie fast immer bei den Kritikern.

Stefan Scheil

## Das Kaiserreich als Schlüssel

Frank-Lothar Kroll: *Geburt der Moderne. Politik, Gesellschaft und Kultur vor dem Ersten Weltkrieg* (= *Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert*, Bd. 1), Berlin: be.bra 2013. 216 S., 19,90 €

In der ambitionierten Reihe *Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert* liegt jetzt die Mehrzahl der Bände vor, von denen einige bereits in der *Sessession* besprochen wurden. Einer der wichtigsten ist soeben erschienen. Es handelt sich um den chronologisch ersten Band der Reihe, der die kulturelle und politische Blüte des Kaiserreichs vor dem Ersten Weltkrieg beschreibt. Dieser Band ist vor allem deshalb so wichtig, weil die Bewertung des Wilhelminismus ein Schlüssel zur Geschichte des 20. Jahrhunderts ist. Je nachdem, in welches Licht das Kaiserreich getaucht wird, hängt davon die Bewertung der folgenden Ereignisse ab. Dahinter steckt die Frage nach einem deutschen Sonder(irr)weg, von dem wir Deutschen erst durch die redlichen Alliierten zu unserem eigenen Vorteil abgebracht werden mußten. Obwohl der Sonderweg oft genug als semantischer Unsinn entlarvt wurde, ist er als bequeme Modellvorstellung nicht totzukriegen. Ob Krolls Revision dieser Sicht daran etwas ändern kann, ist zweifelhaft. Jedoch wird man ihm nicht den Vorwurf machen können, es nicht versucht zu haben.

Sein Buch ist ein gelungener Wurf, der auf denkbar knappem Raum die wesentlichen Entwicklungslinien zwischen

1900 und 1914 nachzeichnet und in den europäischen Kontext einbettet. Er zeigt dadurch, »wie stark das deutsche öffentliche Leben in den letzten drei Jahrzehnten vor Kriegsausbruch durch Wandlungsprozesse und Reformbestrebungen bestimmt war, die das Reich auf vielen Gebieten als einen fortschrittlichen und leistungsstarken Nationalstaat auf der Höhe zeitgenössischer Modernität auswiesen«. Das bezieht sich nicht nur auf die regelmäßig hervorgekramten (und als oppositionell gedeuteten) Reformbewegungen, sondern auch auf alle anderen Lebensbereiche. Kroll geht dabei von der Spitze aus, wenn er sich zunächst dem politischen System zuwendet, das er als konstitutionelle Monarchie charakterisiert, die vor allem die Fähigkeit zu Ausgleich und Kompromiß auszeichnete. Hinzu kommen die gesellschaftliche Dynamik und die föderale Struktur des Kaiserreichs, die eine heute unglaubliche Formenvielfalt öffentlichen Lebens zur Folge hatten. All das wirft Kroll nicht essayistisch behauptend hin, sondern belegt es so umfangreich wie möglich. Nicht zuletzt deshalb kann das Buch vielleicht beim Publikum doch eine neue Sicht auf das Kaiserreich begründen. Daß die Bundeszentrale für politische Bildung das Buch ins Programm aufgenommen hat, läßt jedenfalls hoffen.

Erik Lehnert

## Der Krieg in Italien

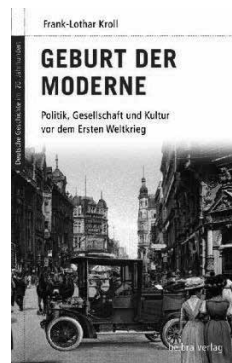
Klaus Hammel. *Der Krieg in Italien 1943–45: Brennpunkt Cassino-Schlachten*, Bielefeld: Osning Verlag 2012. 464 S., 44 €

In Zeiten, in denen die offizielle Militärgeschichtsschreibung sich im Banne von Zeitgeistmoden wie der Sozialgeschichte befindet und sich dabei immer weiter von ihrem

Kernthema, der Operationsgeschichte, entfernt, ist es zu begrüßen, daß ein in Theorie und Praxis so vorzüglich ausgewiesener Experte wie der Autor – gegen den Trend der etablierten Forschung – eine Untersuchung zum militärischen Geschehen im oft unterschätzten Kriegsgebiet Italien vorlegt. Fast zwei Jahre lang standen sich hier Wehrmacht und Alliierte in harten Kämpfen gegenüber. Außerdem kam die blutige inneritalienische Auseinandersetzung zwischen Faschisten, Badoglio-Anhängern und Kommunisten hinzu. Dieser italienische Bürgerkrieg ist vom Partisanenkrieg kaum zu trennen und forderte etwa 80000 Todesopfer auf allen

Seiten. Verlässliche, auf wissenschaftlicher Basis ermittelte Zahlen existieren nicht. Das Buch behandelt Entscheidungen auf oberster politischer und militärischer Ebene, die Operationsplanung und -führung sowie den Verlauf der Schlachten und Gefechte bis hin zu den

Erlebnissen einzelner Soldaten im Kampfgeschehen. Ausführlich geht Hammel auf die Problematik der Partisanenbekämpfung und die Frage der Kriegsverbrechen ein. Er stellt fest, daß es der sich »kritisch« nennenden modernen Geschichtsschreibung nicht darum gehe, Sachverhalte vorbehaltlos zu erforschen, sondern mit moralischen Kriterien von heute und unter Ausblendung der politischen, militärischen und juristischen Umstände von damals Urteile zu fällen. Hammel macht klar, daß die Befehle des deutschen Oberkommandos den völkerrechtlichen Gegebenheiten der damaligen Zeit entsprachen. Ein weiteres Feld der Darstellung ist der Schutz von Kulturgütern im Kriegsgebiet durch die Wehrmacht. Die Bergung der Kunstschatze des Klosters Monte Cassino war nur eine deutsche Rettungstat unter vielen. Das Werk wird ergänzt durch 26 farbige Lagekarten



und einen umfangreichen Ab- bildungsteil. Wer sich über den Krieg in Italien informie- ren will, kann an diesem Buch nicht vorbeigehen.

Olaf Haselhorst

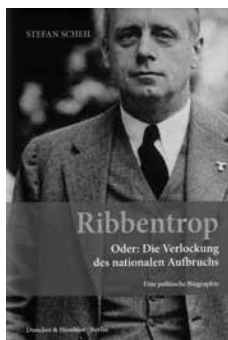
## Ribbentrop

Stefan Scheil: *Ribbentrop. Oder: Die Verlockung des nationalen Aufbruchs. Eine politische Biographie*, Berlin: Duncker & Humblot 2013, 409 S., 28,90 €

Im Negativ-Urteil über Hitlers Außenminister Joachim von Ribbentrop waren (und sind) sich alle einig: die nationalsozialistische Führungsriege, die konservativen Beamten im Auswärtigen Amt, der deutsche Widerstand, die Historiker. Ribbentrop habe Hitler gegenüber die Briten als dekadent und schwach dargestellt und ihn über ihre erwartbare Reaktion auf den Polen-Feldzug falsch beraten. Damit habe er den Kriegsausbruch 1939 mutwillig mitverursacht. Jedoch steht der behaupteten Leichtfertigkeit Ribbentrops sein Abschlußbericht gegenüber, mit dem er sich 1937/38 als Botschafter in London verabschiedete. Mit bestechender Klarheit legte er Hitler dar, daß mächtige Kreise in Großbritannien die außenpolitische Konsolidierung Deutschlands niemals dulden und auch vor Krieg nicht zurückschrecken würden. Das Papier atmet höchsten Respekt, ja Furcht vor der politischen, diplomatischen und militärischen Potenz Londons.

Ribbentrops Ruf als Scharfmacher und Leichtfuß beruht, wie schon die Ribbentrop-Witwe in drei Büchern darstellte und Stefan Scheil nun schlüssig nachweist, auf planvollen Manipulationen im In- und Ausland. Die verfin- gen um so leichter, weil Ribbentrop in der NSDAP, im Ministerium – das er seit März 1938 leitete – und im diploma-

tischen Korps ein Außenseiter war. Der finanziell unabhängige Spirituosenhändler hatte im Vorfeld der nationalsozialistischen Machtergreifung Verbindungen zwischen konservativen Kreisen und Hitler hergestellt und dessen Vertrauen gewonnen. Anders als die meisten Nationalsozialisten verfügte er über Auslandserfahrung und Weltläufigkeit, so daß Hitler ihn als Privatemis- sär mit außenpolitischen Verhandlungen betraute. Ribbentrop folgte der »Verlockung des nationalen Aufbruchs«. Sein Ziel war ein Groß- deutschland, das die Deut- schen in Mitteleuropa um- schloß und in Osteuropa über eine natürliche Einflußsphäre verfügte. Die Beamten im Auswärtigen Amt – unter denen sein Bürochef Erich Kordt und Staatssekretär Ernst von Weizsäcker herausragten – verfolgten ähnliche Ziele, glaubten aber, für ihre Verwirklichung besser gerüstet zu sein. Sie betrieben eine Nebendiplomatie, mit der sie Ribbentrop oft überspielten, die Situation aber meistens nur verschlimmerten. Scheil beschränkt sich auf die politischen Aspekte der Karriere und breitet reichhaltige Archivbelege aus. Ein Mittel gegen die sich formierende feindliche Übermacht sah Ribbentrop in einem eurasischen Kontinentalblock, dem Ruß-



land angehörte. Im August 1939 schloß er in Moskau den Nichtangriffspakt ab. Im weiteren Verlauf stellte Rußland jedoch unannehm- bare Bedingungen, die Deutschland in Abhängigkeit versetzt hätten. Es war eben eine potentielle Super-, Deutschland nur eine Mittelmacht. Am 22. Juni 1941 kam Ribbentrops Politik an ihr faktisches Ende. Scheil läßt keinen Zweifel daran, daß der deutsche Angriff auf die Sowjetunion ein Präventivschlag war. Neben den profunden Kenntnissen überzeugt Scheils Buch durch analytische Kraft und die ruhige, abwägende Spra-

che. Seine Arbeiten beginnen sich zu einem Lebenswerk zu runden. Immer deutlicher kristallisiert er sich als echte Gen- genkraft zur herrschenden ger- manozentrierten Geschichts- schreibung über den Zweiten Weltkrieg heraus. Das ist um so höher einzuschätzen, da er als Einzelkämpfer, ohne den Rückhalt eines akademischen Amtes und den damit verbun- denen Möglichkeiten und Sicherheiten wirkt. Im Vorwort dankt er der Kronauer-Stif- tung für die Förderung die- ses Buches. Es ist dringend zu wünschen, daß sich ein Spon- sor findet, der ihm permanent zur Seite steht, damit er sich vollständig auf seine Lebens- aufgabe konzentrieren kann.

Thorsten Hinz

## Hypothek Versailles

Hans-Christof Kraus: *Versailles und die Folgen. Außenpolitik zwischen Revisionismus und Verständigung 1919–1933* (= *Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert*, Bd. 4), Berlin: be.bra 2013, 200 S., 19,90 €

»Versailles und die Folgen«, wer unter diesem Titel eine Darstellung zur Geschichte der Außenpolitik der Weima- rer Republik veröffentlicht, hat damit bereits eine Ein- schätzung festgelegt, und zwar eine Einschätzung, die heute keineswegs mehr selbstver- ständlich ist: daß nämlich die Existenz Deutschlands zwi- schen 1919 und 1933 wesent- lich durch das Diktat der Sie- germächte des Ersten Welt- kriegs bestimmt war. Hans-Christof Kraus folgt da- mit der Linie, die jene Vertre- ter der westdeutschen Histo- riographie vorgegeben haben, die sich wie Andreas Hillgru- ber und Klaus Hildebrand eher an klassischen Vorstel- lungen von der Bedeutung au- ßenpolitischer Faktoren aus- richteten.

Das festzustellen heißt nicht, daß Kraus einem »Primat der Außenpolitik« das Wort redet, aber er macht doch klar, daß »Versailles« eine ungeheure Hypothek für das neue, repu-

blikanische Deutschland bedeutete, daß die drakonischen Bedingungen, die demütigenden Umstände der Annahme, die Last des moralischen Vorwurfs der »Alleinschuld«, die bleibende Aggressivität der Nachbarn – insbesondere Polens und Frankreichs – und die Unwägbarkeiten der sowjetischen Haltung außergewöhnliche Belastungen bedeuteten. Denen hätte man nach menschlichem Ermessen nur standhalten können, wenn die Ausgleichsbemühungen einiger (genannt seien Stresemann und Briand) mehr Rückhalt gefunden hätten, die wirtschaftliche Entwicklung weniger katastrophal und die Siegermächte einsichtiger gewesen wären. Kraus weist auch auf die »Ungeduld der Deutschen« bei der Revision hin, aber im ganzen ist sein Urteil eindeutig, daß nämlich die »grobe Mißachtung« der üblichen Prinzipien von Diplomatie und Gerechtigkeitsvorstellungen wesentliche Ursache dafür war, daß die Entwicklung ab »einem bestimmten Punkt die schlimmstmögliche Wendung nahm. Dies war am 30. Januar 1933 der Fall.«

Karlheinz Weißmann

## Krankheit Feminismus

Bernhard Lassahn: *Frau ohne Welt. Trilogie zur Rettung der Liebe, Teil 1: Der Krieg gegen den Mann*, Waltrop: Edition Sonderwege 2013. 171 S., 14,90 €

Der Feminismus sei der Feind der Liebe und der Familie, so lesen wir auf dem Rücktitel von Bernd Lassahns Buch. Wer an den Feminismus glaube, werde unglücklich. Zwei Grundrezepte gegen die als feindlich empfundene Ideologie werden vorgeschlagen, »Liebe« und Lektüre: »Frauen, liebt Männer! Männer, liebt Frauen! Lest *Frau ohne Welt!*« Bis dahin: klingt gut gemeint und – na ja, lieb. Lassahn, Jahrgang 1951, den Spötter Robert Gernhardt einen »Neuen Mildten« nannte, zeichnet für zahlreiche

»Käpt'n Blaubär«-Geschichten verantwortlich, er schrieb Kinderbücher, erhielt Kabarettpreise und dichtete unter anderem den Klassiker *Der letzte Cowboy kommt aus Gütersloh*. Nun also eine Abrechnung mit dem Feminismus, als Trilogie angelegt. Gut, feministische Traktate machen sich in der Tat unmäßig breit, aber hat man nicht schon dutzendweise Entgegnungen gelesen? Sind die Positionen nicht längst in Beton gegossen? Nein. Hier schreibt ein überaus denkfreudiger Autor, der mehr zu bieten hat als Empörungswissen und der zudem einen eloquenten wie einnehmenden Stil pflegt. Das essayartige Buch ist in 28 kurze Kapitel – etwa über Scheidungsväter, das Bundesverdienstkreuz für alleinerziehende Mütter, weiblichen Sexismus, Sprachregelungen und »orientalische« Vergewaltigungen – unterteilt. Lassahn kennt die einschlägige feministische Literatur ziemlich gut. Nicht nur den modischen Kram, sondern die Grundlagen. Er hat Valerie Solanas *Manifest zur Vernichtung der Männer* gelesen, Shulamith Firestones *Frauenbefreiung und sexuelle Revolution*, gar Hedwig Dohms *Die Antifeministen*. Er warnt, an jene gerichtet, die heute die breitgetretenen Dogmen des biedersinnigen Alltagsfeminismus wiederkäuen: »Dies sind nicht etwa die Irrlichter einer ansonsten guten Bewegung, die ein richtiges Ziel verfolgt. Wer das meint, der würde ja zur Krankheit sagen und sich nur etwas mehr Kosmetik für die Symptome wünschen. Es geht um die Spitzen von riesigen Eisbergen.« Um zu veranschaulichen, wie eine einst belächelte Minderheitenmeinung heute zur dominierenden Weltanschauung (Lassahn sagt: zu einem »Faschismus« mit neuen Masken) und zum Kriegsschauplatz zwischen den Geschlechtern im ganz

privaten Raum werden konnte, hat Lassahn ein treffendes Arrangement entworfen: Wir sollen uns zwei Freunde denken, etwa einen Deutschen und einen Engländer. »Sie gehen Anfang des vorigen Jahrhunderts nach Afrika und bauen sich gemeinsam eine Existenz auf. Plötzlich erfahren sie, daß ihre Heimatländer – quasi hinter ihrem Rücken – einander den Krieg erklärt haben und daß nun eine höhere Instanz

aus den alten Freunden neue Feinde gemacht hat. Damit ist ein tödliches Mißtrauen zwischen sie getreten. Einer von beiden hat einen Revolver in der Nachtschublade. Den hatte ihm die Regierung des Heimatlandes zugestellt. Für den Fall. Ein falsches Wort genügt.«

Heißt: Die Einflüsterungen des (Staats-)Feminismus korrumpieren. Fast jede, von Fall zu Fall jedenfalls. Wie wahr!

Allerdings: Gerade weil Lassahn über Strecken so brillant und lebensklug schürft, ist manches Manko ärgerlich. Öfter schießt der Autor mit seinem andernorts so elegant formulierten Groll übers Ziel hinaus: Daß weibliche Pluralbildungen negativ besetzter Begriffe (»Attentäterinnen« etc.) »tabu« seien, wird oft behauptet, hält aber keiner Empirie stand; Mutter und Vater werden (hierzulande) keineswegs in offiziellen Formulare mit »Elter 1« und »Elter 2« angesprochen; und die bemitleidenswerte Psychopatin Andrea Dworkin (»Ich möchte einen Mann zur blutigen Masse geprügelt sehen«) ist längst tot. Im übrigen sind nicht nur antifeministische, sondern messerscharf frauenfeindliche Kriegserklärungen – im Internet – längst Legion. Lassahn unterschlägt diesen Frontaufbau, den man ebenso gut wie das Treiben der Gegnerinnen hinterfotzig nennen könnte. Einerlei – ein mitreißendes Buch.

Ellen Kositzka



## Wie scheitern Demokratien?

Volker Gerhardt/Clemens Kauffmann u. a. (Hrsg.): *Politisches Denken – Jahrbuch 2012*, Berlin: Duncker & Humblot 2013. 285 S., 48 €

Die neue Folge des *Jahrbuchs Politisches Denken* hat einen thematischen Schwerpunkt aus Anlaß des 300. Geburtstags von Jean-Jacques Rousseau gewählt. Insgesamt fünf Aufsätze beschäftigen sich mit diesem wichtigen Theoretiker der Neuzeit, wobei besonders hingewiesen sei auf die Beiträge von Gerard Raulet über die Rousseau-Rezeption und das deutsch-französische Verhältnis im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts und von Reinhard Mehring über das Rousseau-Bild Carl Schmitts. Erwähnt sei außerdem die umfangreiche Besprechung der Forsthoff-Monographie von Florian Meinel durch Bernd Rütters, die einige interessante persönliche Bemerkungen enthält, die man bei diesem Rezensenten vielleicht nicht erwartet hätte. Der wichtigste Beitrag des Jahrbuchs steht allerdings im ersten Teil: »Zur Lage der Demokratie«. Es handelt sich um die Abhandlung des Althistorikers Alexander Demandt »Wie scheitern Demokratien?«. Schon der Untertitel, »Läßt sich der Verfassungskreislauf aufhalten?«, weist die Richtung von Demandts Argumentation: Ihm geht es um die Frage, ob die von antiken Autoren behauptete Entwicklung der Demokratie als Volksherrschaft zur Ochlokratie als Pöbelherrschaft und der folgende Umschlag in die Tyrannei zwangsläufig ist und ob dieses Verfallsgesetz auch auf die modernen Demokratien zutrifft. Abgesehen von der bei Demandt wie immer lehr- und aufschlußreichen Darstellung wird man vor allem seine Konsequenz oder besser seine Konsequenzvermeidung als signifikant betrachten müssen: Denn

so deutlich die Parallelen zwischen den Dekadenzerscheinungen im Einst und im Jetzt hervortreten, zuletzt kommt einem der Autor nur damit, daß es »unbillig« (!) sei, »gegen den Idealismus mit Realismus zu argumentieren, denn der Glaube an Ideale ist selbst eine Realität und aller Ehren wert«.

Karlheinz Weißmann

## Demokratie bedeutet Ungewißheit

Jan-Werner Müller: *Das demokratische Zeitalter. Eine politische Ideengeschichte Europas im 20. Jahrhundert*, Berlin: Suhrkamp 2013. 519 S., 39,95 €

Das 20. Jahrhundert war facettenreich. Als sein markantester Grundkonflikt kann der Widerstreit der totalitären Erscheinungsformen untereinander, aber auch der zwischen totalitären und liberal-demokratischen Regimes gesehen werden. Die »Zeit der Ideologien« (Karl-Dietrich Bracher) endete im späten 20. Jahrhundert wenigstens in Europa.

Jan-Werner Müller, bekannt geworden mit einer – allerdings in Teilen einseitigen – größeren Veröffentlichung über Carl Schmitt, arbeitet in seiner Studie die Grundlinien der politischen Ideengeschichte Europas im letzten Jahrhundert heraus. Der Verfasser erörtert die gängige, aber seiner Meinung nach nicht ausreichend differenzierte

These, daß das »ideologische Fieber« 1917 begonnen habe und erst 1989 beendet worden sei. Faschismus, Kommunismus und Nationalsozialismus, die in diesem zeitlichen Intervall phasenweise dominierten, stellten eben keine klassischen Monokratien dar, sondern bedurften für ihre Vorhaben grundsätzlich einer Massen- und Volksbasis, so sehr auch einzelne Diktatoren bestimmend gewesen sein mö-

gen. Bei allen Gegensätzen zur klassischen Tradition der Demokratie sieht der Verfasser einige Elemente dieser Überlieferung auch im Totalitarismus. Der Tenor des verdienstvollen Überblicks ist desillusionierend: Weder ist die Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg das klassische Zeitalter der Demokratie noch die »liberale Demokratie« der »natürliche Sollzustand Europas«. Müller verbleibt in seiner spannend geschriebenen Darstellung im Radius der Forschung. Neben der Ereignisgeschichte wird das politische Denken, vor allem der einflußreiche Ansatz Max Webers, breit berücksichtigt. Besonders interessant zu lesen ist das Kapitel über die politischen Experimente zwischen den Kriegen. Sie führten zu verschiedenen Ergebnissen: Das Politik-Laboratorium brachte in Rußland den Bolschewismus, in Italien und später in Deutschland indessen sehr unterschiedliche Varianten des Faschismus an die Macht, während in den westlichen Ländern vorerst noch das Erbe von 1789 gepflegt wurde.

Ausführlich im Abschnitt »Denken im Wiederaufbau« wird die Ideenwelt der Nachkriegszeit in Europa – bis zum Einschnitt »1968« – als von der Christdemokratie maßgeblich geprägt herausgestellt. Auch Gegenwartsströmungen wie Neokonservatismus und Neoliberalismus finden Berücksichtigung.

In unseren Tagen gilt die alte Weisheit in besonderer Weise: Die Geschichte ist stetig im Fluß. So ist das, was heute dominiert, begrifflicherweise unendlich. Sind es große Erzählungen wie die von der »Antipolitik« oder vom »Ende der Geschichte«, die vorherrschen? Müller drückt sich um eine klare Antwort herum. Für den in Princeton lehrenden Politologen bleibt als (freilich triviales) Fazit, daß Demokratie immer Ungewißheit bedeutet. Anerkennenswert ist freilich die Auseinandersetzung durch einen Gelehrten im Alter von erst Anfang Vierzig.

Felix Dirsch





## Denken Frauen anders?

Frau ist Frau, und Mann ist Mann, die Biologie macht's: sagen die Konservativen. Überholtes Konstrukt, kontern die progressiven Tonangeberinnen, wir leben in wandelbaren Rollenbildern. Was ist wahr? Zumindest nicht diese simple Zuweisung! Für die aktuelle Nummer des Philosophiejournal *der blaue reiter* wurde gewissermaßen die intellektuelle Elite der Sex/Gender-For-



schung um Antworten auf diese Frage gebeten: Denken Frauen anders? In zehn Interviews geben unter anderem die emeritierte Philosophieprofessorin Annemarie Pieper (biologische Unterschiede gibt es, aber sie determinieren uns nicht), Alice Schwarzer (die sich gegen Vorwürfe wehren muß, warum sie keine Hosen trägt) und Susan Neiman (strikt gegen die Quote, gegen das Jammern über fehlende Kinderbetreuungsmöglichkeiten, gegen das Anhängsel Philosophin) Auskunft. Ferner gibt es zwei Essays (Barbara Sichtermann und Hannelore Schlaffer) ein Lexikon (von Blaustrumpf bis Matriarchat), kleine Umfragen (auf die beispielsweise Kristina Schröder und Claudia Roth antworten) und Mikrokünfte von der Straße (»Denken Frauen überhaupt?«, Student, 23). Hervorzuheben ist das Interview mit Judith Butler. An der wohl prominentesten Gender-Theoretikerin haben sich ungezählte Konservative abgearbeitet. Hier sagt die Rhetorik-Professorin überraschend, daß sie die Existenz biologischer Unterschiede keinesfalls leugne. »Wenn man sagt, daß das soziale und das biologische Geschlecht konstruiert sind, muß man sehr vorsichtig sein.« Die Rede von »Geschlechterrollen«, so Butler, sei erst durch die deutsche Übersetzung ihrer Texte in die Welt gesetzt worden. Wir hätten gar nicht die Möglichkeit, »unser Geschlecht zu bestimmen, es bestimmt uns.«

Die seit 1995 halbjährlich erscheinende Philosophiezeitschrift *der blaue Reiter* hebt sich grundsätzlich aus den konkurrierenden Blättern hervor, die entweder betont poppig oder streng

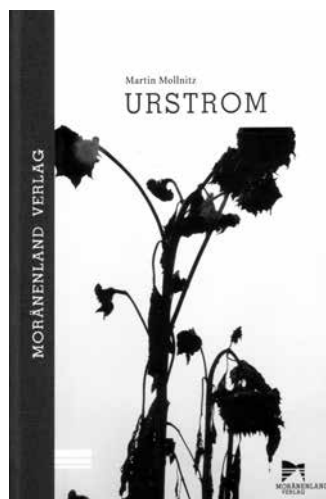
fachspezifisch ihre Themen aufbereiten. Hier hingegen schürft man tief – die Fragen an die Gesprächspartnerinnen sind eminent klug – und läßt sich gleichzeitig ohne weiteres dazu herab, Fremdwörter (misogyn) in Klammern (frauenfeindlich) zu übersetzen und Fachtermini (etwa Essenzialismus, Neukanitanismus) in knappen Kästchen zu erläutern.

Das Einzelheft »Denken Frauen anders?« kostet 15,90 €, Bezug: der blaue reiter, Siegfried Reusch e.K., Kroitzeider Weg 21, 52076 Aachen, [www.derblauerreiter.de](http://www.derblauerreiter.de).

## Moränenland

Es gibt einen Verlag, dessen Verlegerin als der Che Guevara der Verlagsbranche gilt. Kookbooks heißt der Laden, Daniela Seel der Che. Das Feuilleton hält die Lyrikbändchen, Anthologien und die Prosa aus diesem Haus für so subversiv und dermaßen unterstützenswert, daß jeder neue Titel auf halben Seiten hymnisch begrüßt und als leidenschaftlicher Widerstandsakt gegen fette Häuser wie Suhrkamp, Randomhouse oder KiWi gefeiert wird. Daniela Seel – das ist Che, wie er unter dem Blitzlichtgewitter zahlreicher vorabinformierter Reporter ein Stückchen Edelstrand erobert.

Die wahren Kleinkriegsexperten der Verlagswelt gründen ihre eigene Bude nicht kom-



plex vernetzt, sondern beispielsweise in einem Dorf nördlich der Müritz. Dort hat – um konkret zu werden – *Sezession*-Autor Heino Bosselmann vor ein paar Monaten seinen Moränenland-Verlag mit einem Lyrikband eröffnet. Bosselmann startet unter denkbar ungünstigen Voraussetzungen: Er ist nicht der weibliche Hätschelpunkt der Prenzlauer Slam-Poetry-Szene, sondern ein freier Geist von rechts. Seine Stelle als Lehrer an einem Elite-Internat hat er aufgegeben. Wenn er nicht dichtet und Manuskripte sichtet, schweißst er für ein paar Euro Stundenlohn Bahnen auf Dächer oder geht laufen.

Seine Denunziationsinitiation hat er hinter sich, seit sein Lyrik-Pseudonym Martin Mollnitz enttarnt und er selbst aus allen ihm bis dahin offenstehenden Zeitungs- und Verlagszusammenhängen aussortiert wurde.

Als Martin Mollnitz hat er eine kleine Auswahl seiner Gedichte nun über den Tisch gebracht, als Verleger Heino Bosselmann hat er sie unter dem Titel *Urstrom* (96 S., 22.80 €) in seinem Moränenland-Verlag veröffentlicht. Das Buch ist handwerklich gut gelungen, Halbleinen, kartoniert, mit schwerem Papier, farblich austariert. Mit den Gedichten korrespondieren großartig die Arbeiten des Graphikers und Illustrators Bernd Streiter. Man darf vermuten, daß Bosselmann betriebswirtschaftliche Erwägung noch nicht in den idealistischen Gesamtentwurf seines Verlags einfließen ließ: Aufwand, Preis und Verkaufsaussicht sind keinesfalls aufeinander abgestimmt – viel zu günstig wird hier inhaltliche und formale Qualität feilgeboten.

Zu den Gedichten selbst ist zu sagen, daß sie in einer klaren Sprache (also in einer nicht artifiziellen oder wahnsinnig originellen kookbook-Sprache) das Moränenland und den Urstrom, die Ostprignitz und die innere Heimat des halbwegs Ausgestiegenen erfassen. Das zu lesen ist wie etwas Eigenes: Man kommt gleich mit, erinnert sich daran, daß eine schöne, reichhaltige Sprache ein Schatz ist und begreift, daß neue Texte aus engagierten Verlagen nicht immer raffiniert sein und von kaputten Leuten in kaputten Randgruppen handeln müssen.

Heino Mollnitz und Martin Bosselmann haben ein ordentliches Stück Lebensweg hinter sich und mußten zuletzt dreckige Straßen gehen. Nun sind sie mit dem Moränenland-Verlag unterm Fallbeil angekommen. Aber gerade dort haben sie nicht vor, den Erwartungen zu entsprechen. Im Gedicht »Wege« steht folgende letzte Strophe: »Man fragt dich nach deinem letzten Wunsch. Die meisten, heißt's,/ wollen noch etwas Tabak, aber du hörst dich sagen:/ Laßt mich endlich meine Schuhe putzen, den Dreck/ entfernen meiner verdammten weiten Wege hierher.«

Solche Verse kennzeichnen den Könner, solches als Verleger zu wagen den Verleger.

Moränenland-Verlag, Dorfstr. 32, 17153 Bredenfelde, [www.moraenenland.de](http://www.moraenenland.de)

### Emmy Hennings

Extrem sperrig wirkt die Dichtung der Emmy Hennings (1885–1948) nicht gerade. Kühn und schwach, berstend und verletztlich. »Wahnsinnsfrauen« wie die Hennings nennt man heut gern als Idol. Diese Unangepaßte, Verrückte, ja Entrückte! Wie gern läßt man sich mitreißen, fühlt die Tollkühnheit nach und hat dabei doch selbst ein gesichertes Auskommen als Medienfräulein oder subventionierte Studentin. Muß es ja nicht übertreiben mit der Radikalität, wie die Hennings! Fiele die, gebürtige Flensburgerin, Tochter armer Leute, heute einem Doktor in die Hände, er würde sie mit Fug und dem Recht des Kriterienkatalogs als Geisteskranke diagnostizieren. Borderline, affektive Persönlichkeitsstörung alle-

mal. Normal war sie definitiv nicht. Eine große Sünderin vor dem Herrn, verdingte sich als Freundinmädels, als Diebin – wofür sie ins Gefängnis ging – genoß Drogen ohne Maß. Sie hatte keinen Charakter (E.H. über E.H.), ein übergroßes



Herz und eine erlösungssüchtige Seele. Für ihren engen Freund Hermann Hesse glich sie einem »Kind aus einem Kindermärchen«.

Die Hörbuchedition Apollon, die sich jüngst mit Lesungen von Ernst Jüngers *Waldgang* (*Sezession* 43, 2011) und Edlef Köppens *Heeresbericht* (*Sezession* 49, 2012) einen guten Namen gemacht hat, hat unter der Regie des Hamburger Künstlers Karmers und mit 15 illustren Sprechern das verschwenderische Leben der Hausiererin, Dichterin, Chansonette und Muse zu einer Textcollage verdichtet. Zu Gehör kommen Texte und Briefe der Hennings selbst sowie Mitteilungen an und über sie, etwa von Ferdinand Hardekopf (der ihr Zuhälter war und sie nach ihrer Gefängnisstrafe schmachlich fallen ließ), von Erich Mühsam (der bedauerte, daß sie nach ihrer Taufe 1911 ihre »sexuelle Beweglichkeit« eingebüßt hatte), von Johannes R. Becher (der ihr als verheirateter Mann verfallen war und ihr schwülstigste, peinlich katholisierende Briefe sandte) und von Hugo Ball, den sie 1920 heiratete und mit dem sie im Tessin ein eremitisches, demütiges Leben in Armut führte. Ball und Hennings (»ich wußte: das ist der Mann, mit dem ich beten kann«) hatten zuvor in Zürich als Wortführer des Dadaismus fungiert. Doch beiden war das exzentrische Theater bald über: »Es waren mir zu viele Leute entzückt davon.«, schrieb die Hennings. Die chronologisch angeordnete Collage endet mit dem Tod Hugo Balls in den Armen der Hennings. Ihre tief rührende Notiz darüber bildet, spätestens, die Wandlung der Hennings von der Hure zur Heiligmäßigen ab. Dieses Hörbuch – man mag von einigen der sechs eingespielten Lieder im Singer/Songwriter-Stil absehen – als gelungen zu bezeichnen, wäre glatt untertrieben, es ist markerschütternd.

*Das Märchen ist zu Ende. Annäherungen an Emmy Hennings*, 3 CDs, 176 Minuten, zwölfseitiges Booklet mit zahlreichen Abb., 23,99 €. Bezug: [www.edition-apollon.com](http://www.edition-apollon.com), tel: 03375/21 54 19.

## Jungkonservatives Muß

Unter den Gruppen der Konservativen Revolution, deren zentrale Quellentexte vom Uwe-Berg-Verlag im Reprint gedruckt werden, ist die der Jungkonservativen im Verhältnis zu Völkischen und Nationalrevolutionären am schwächsten vertreten. Dafür hat man sich jetzt mit Band vier gleich an eine Art Enzyklopädie dieser Richtung gemacht: die zweite Fassung von Edgar Julius Jungs *Die Herrschaft der Minderwertigen. (Ihr Zerfall und ihre Ablösung durch ein Neues Reich, Quellentexte zur Konservativen Revolution*, Reihe: Jungkonservative, Bd 4, Toppenstedt: Uwe Berg 2013, 696 S., 28 €). Daß der Herausgeber sich nicht auf die erste stützt – die vom Duktus eher den Nationalrevolutionären zuzurechnen gewesen wäre – wird einleitend kurz erklärt. Komplett wiedergegeben ist dann die dritte, 1930 erschienene Auflage. De-



ren Duktus wurde von den Jungkonservativen jener Zeit als die Programmschrift des eigenen Lagers betrachtet. Berg hat damit einen zentralen Text der intellektuellen Rechten wieder allgemein zugänglich gemacht, der sonst wegen des hohen Preises, der im Antiquariatshandel für das Original gefordert wird, nicht leicht verfügbar ist.

## Überbündische Dämmerung

Die *dämmerung*, das »überbündische vielfaltblatt«, ist erst unlängst mit seiner Jahresschrift 2012 herausgekommen. Wie schon bei den früheren Ausgaben hat man es tatsächlich mit einer großen Vielfalt an Informationen, Berichten und Streiflichtern zu tun. Ein Teil des Ganzen ist vor allem für die interessant, die in den Bündnissen aktiv sind und sich etwa mit der Vorbereitung des 100. Jahrestags der Veranstaltung auf dem Hohen Meissner beschäftigen. Anderes ist auch für die Außenstehenden von Belang. Hingewiesen sei auf eine Würdigung Alfred Toepfers, des großen Mäzens der Konservativen Revolution, mit eher unbekanntem Bildmaterial, einen informativen Beitrag über den Barfußpropheten Gustav Nagel und die Reflexionen zu dem ganz ähnlich gelagerten Fall des Predigers »kokovorer« Erlösung, der unlängst von Christian Kracht erfolgreich literarisch bearbeitet wurde. Die *dämme-*

*rung* kann bezogen werden über: DHG Trutzburg Jena zu Göttingen / Redaktion Vielfaltblatt / Karl-Marx-Straße 89 / 37081 Göttingen.

## Das verlorene Reich

Mit moderner Lyrik (»wo sind die Männer? fettleibig und spartanisch nur im kino«) obigen Titels hebt die aktuelle Nummer der *hier&jetzt* an. Das Gerücht, die heutige Rechte sei a) unpolitisch, b) theorieblind und c) amüsic, wird erneut entkräftet durch die 176seitige Ausgabe dieses Organs der selbsternannten »radikalen Rechten«. Auf acht Seiten setzt sich Per Lennart Aae mit der NPD-Verbotskampagne auseinander. Wann zuvor ist je ein »Interner« (Aae ist wissenschaftlicher Mitarbeiter der sächsischen NPD-Fraktion) im Laufe dieser endlosen Debatte zu Wort gekommen? Die Verbotsbefürworter, so Aae, erinnerten an den alten Gaunertrick, »Haltet den Dieb!« zu rufen, um von den eigenen Missetaten abzulenken. Punkt für Punkt setzt Aae auseinander, warum ein Verbot gegen die »freiheitliche demokratische Grundordnung« verstieße und seinerseits selbst zahlreiche Verfassungswidrigkeitskriterien erfüllte. Seine Prophezeiung, daß es bald »den Menschen wie Schuppen von den Augen fallen werde«, mag man für eine fromme Hoffnung halten. Dies ein geheimnisvolles Elixier, an dem sich die gescheiterten Köpfe rund um Chefredakteur Arne Schimmer schon lange laben. Schimmer führt ein ausführliches Interview mit Ernst Nolte (»ich antworte jedem, der mir gehaltvolle Fragen stellt«) und handelt in einem fünfzehnei-



tigen Essay die Frage ab, was die Euro-Krise mit dem Europagedanken macht. Des weiteren: Tomislav Sunic über die ethnische Frage als Identitätsmarker in den USA und Europa; Dominik Schwarzenberger über das »eherne Gesetz des Mangels« (Mangellosigkeit führe zwangsläufig zu Degeneration) und Jürgen Schwab zur parteifreien »Szene«: »Dieses Randspektrum ist geprägt von Minderwertigkeitskomplexen gegenüber intelligenteren Menschen.« Daneben auf 50 Seiten Buch-, Zeitschriften- und Musikkritiken.

Das Einzelheft *hier&jetzt* kostet 9,50 €, ein drei Hefte umfassendes Abo 22 €. Bezug: *hier&jetzt*, PF 3201 33, 01013 Dresden.

## Programm und Redaktion

*Sezession* ist eine politisch-kulturelle Zeitschrift. Gebildet, widerborstig und konservativ zu sein, ist das Gebot der Stunde: Wer einigermaßen wachen Auges und Geistes in Deutschland lebt, wird nach rechts blicken, wo verantwortungsbewußt gedacht und argumentiert wird.

*Sezession* bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechsmal im Jahr auf jeweils 60 Seiten – dreimal thematisch gebunden, dreimal in einem offenen Heft.

*Sezession* wird vom Institut für Staatspolitik herausgegeben, unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stockler, Ellen Kositzka, Götz Kubitschek (ViSDP), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

## Presse über uns

- ▶ eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- ▶ die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- ▶ »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

## Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

- ▶ 50 € im Normalbezug,
- ▶ 35 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- ▶ 75 € im Förderabonnement,
- ▶ 60 € für Auslands-Abonnenten.

## Ihre Prämie 2013

Neuabonnenten erhalten als Prämie die Hefte 34, 35 und 46 der *Sezession* kostenlos mitgeliefert.

**Sezession**  
Rittergut Schnellroda  
D-06268 Steigra



**Heft 52 / Februar / 11 €**  
**Themenheft »Wir selbst«**  
60 Seiten, Beiträge u. a.:

Andreas Vonderach  
*Wir selbst – objektiv*

Thorsten Hinz  
*Ernst Nolte ist 90*

Karlheinz Weißmann  
*Der Bocksgesang ist 20*

Götz Kubitschek  
*Wir selbst – magnetisch*



**Heft 55 / August / 11 €**  
**offenes Heft**

60 Seiten, Beiträge u. a.:  
Manfred Kleine-Hartlage  
*Scherbenlese*

Ellen Kositzka  
*Sechs Schwestern*

Karlheinz Weißmann  
*Geduld!*

Adriano Scianca  
*CasaPound Italia*



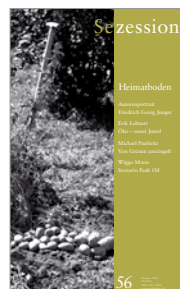
**Heft 53 / April / 11 €**  
**offenes Heft**  
60 Seiten, Beiträge u. a.:

Siegfried Gerlich  
*Wagners Sendung*

Frank Lisson  
*Wagner und Nietzsche*

Felix Krautkrämer  
*Prozeßauftakt NSU*

Erik Lehnert  
*Der schmale Grat*



**Heft 56 / Oktober / 11 €**  
**»Heimatboden«**  
60 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenportrait  
*Friedrich Georg Jünger*

Erik Lehnert  
*Öko – unser Juwel*

Michael Paulwitz  
*Von Grünen umzingelt*

Wiggo Mann  
*Szenario Peak Oil*



**Heft 54 / Juni / 11 €**  
**Themenheft »Reaktion«**  
60 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenportrait  
*Jean Raspail*  
Karlheinz Weißmann  
*Reaktion – grundsätzlich*

Letztes Gespräch mit  
Dominique Venner

Harald Seubert  
*Reaktion – prinzipiell*



**Heft 57 / Dezember / 11 €**  
**offenes Heft**  
60 Seiten, Beiträge u. a.:

Autorenportrait  
*C.S. Lewis*

Baal Müller  
*Kulturrevolution*

Thor v. Waldstein  
*Die Enteignung des Denkens*  
*Deutsche Orte – ein Lexikon*



1813

**23. August – In der Schlacht bei Großbeeren  
widersetzt sich General Friedrich Wilhelm  
von Bülow dem Rückzugsbefehl und befiehlt  
den Angriff auf die Franzosen  
und ihre Verbündeten mit den Worten:**

»Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht  
rückwärts!«

1913

**24. Juni – Friedrich Gundolf schreibt  
an Leonie Gräfin Keyserling:**

»Neulich war ich indess, mehr um einmal heimlich  
Heerschau über die interessierte Jugend zu halten, als  
um des Gegenstands oder Zwecks willen, auf einem  
Diskussionsabend, kam aber sehr degoutiert davon  
zurück: ein scheusslicher cis- oder transleithanischer  
Laffe sprach über Kunst und Gesellschaft, von einem  
Niveau her das eigentliche jede Diskussion für gebil-  
dete Menschen verbot: da es aber ein Diskussionsabend  
war, so mussten sich doch einige herablassen, ausein-  
anderzusetzen warum ein Mistkäfer und die sixtini-  
schen Deckengemälde nicht dasselbe seien. Ich zahlte  
mein Bier und ging, eh die Debatte allgemein wurde.  
Hier tragen die Jünglinge jetzt wieder freien Hals und  
Hölderlinkragen, sowie keinen Hut, kürzere Hosen,  
und einige Damen sogar blosse Füße in Sandalen.  
Alles Symptome einer Lockerung, von der ich nicht  
weiss, ob sie Freiheit oder Bequemlichkeit bedeutet:  
jedenfalls ist eine weiche und fröhliche Luft hier in  
Heidelberg ...«

2013

**23. Juni – CDU/CSU verabschieden ihr  
Regierungsprogramm 2013–2017  
»Gemeinsam erfolgreich für Deutschland«.  
Darin heißt es u. a.:**

»Wir bekennen uns zum Verfassungsgebot der be-  
sonderen Förderung von Ehe und Familie. Die Dis-  
kriminierung anderer Formen der Partnerschaft,  
auch gleichgeschlechtlicher Lebenspartnerschaften,  
lehnen wir ab. Wir wissen, daß auch in solchen Be-  
ziehungen Werte gelebt werden, die grundlegend für  
unsere Gesellschaft sind ...

Wir brauchen eine Kultur, die eine schnelle und er-  
folgreiche Integration ermöglicht. Eine solche Will-  
kommenskultur muß sichtbar und spürbar werden be-  
ginnend bereits in den Herkunftsländern. Damit sich  
Neuzuwanderer auf das Leben in Deutschland gut  
vorbereiten können, brauchen wir ausreichende Infor-  
mationsangebote etwa zu Einreise, Schule und Beruf  
sowie zum Spracherwerb. Wir wollen, daß Rathäuser  
zu ›Willkommenszentren‹ werden, die neue Zuwande-  
rer in praktischen und rechtlichen Fragen für den er-  
folgreichen Einstieg in das Leben in Deutschland und  
den Start in den Berufsalltag unterstützen.«